edfc

Fantasia 973e

Aus der phantastischen Welt der Literatur

Fantasia 973e
Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.
ISSN 0934-1463 – 45. Jahrgang.
Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.
Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau
edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Jens Ehlers
EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2022 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

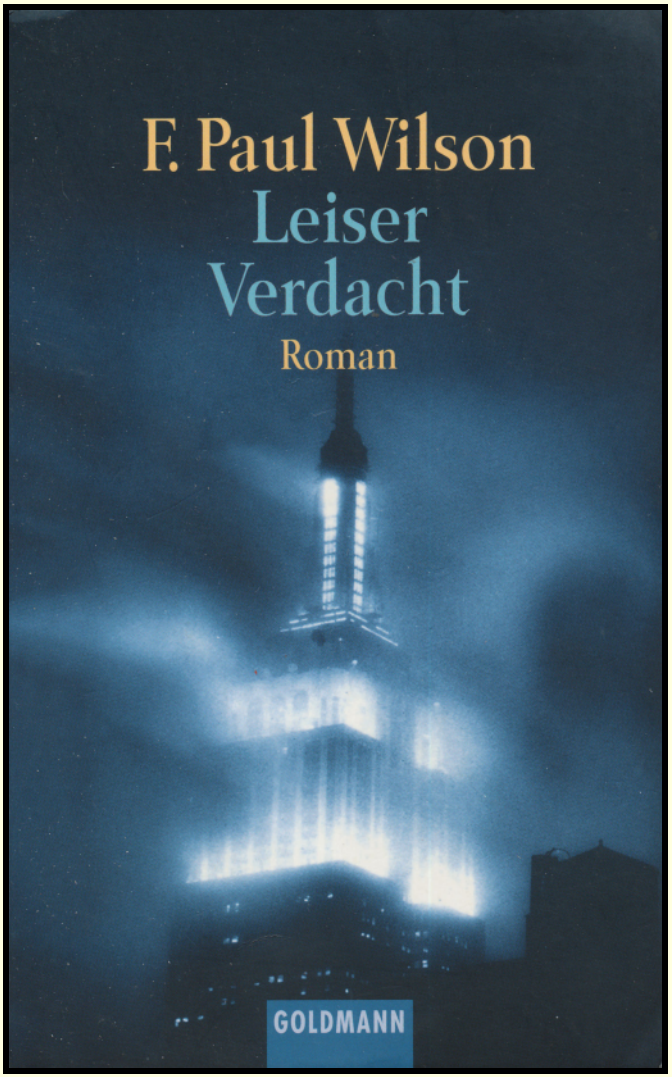
Passau 2022-02

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 973e – Magazin für Phantastik

edfc


F. Paul Wilson
Leiser
Verdacht
Roman
GOLDMANN

F. Paul Wilson
Leiser Verdacht
***(Deep at the Marrow*, 1997)**
Goldmann 44 396 (TB 404 S./DM 14,90)
München 1999
Aus dem Amerikanischen von Ulrike Röska
Genre: Politthriller

„Johnny", sagte Tom. „Sieh die Sache doch von einer anderen Seite. Im Drogengeschäft steckt so verdammt viel Geld, daß es die Kartelle fertiggebracht haben, ganze Polizeibehörden, ja ganze Stadtverwaltungen – von Millionenstädten! – zu korrumpieren. Das ist doch verrückt! Zumal sie diesen Profit aus einem einzigen Grunde machen: Wir haben ihre Ware für illegal erklärt. Würden wir sie legalisieren, könnten wir den Profit aus dem legalen Verkauf ebendieser Drogen sogar besteuern. Ich rechne mit einem Nettogewinn von siebzig bis achtzig Milliarden Dollar."

„Lauter schmutziges Geld", konterte John.

„Auch nicht schmutziger als die Steuern auf Tabak und Alkohol. Das Geld könnten wir sowohl in die Erziehung der Menschen, damit sie endlich die Finger von Drogen lassen, als auch in die Rehabilitation der Süchtigen investieren."

„Komm schon, Tom. Willst du wirklich Steuergelder an Crack verdienen? Haben wir nicht schon genug Crackgeschädigte und Crackbabys?"

„Crack würde doch gar nicht existieren, könnte Heroin legal erworben werden. Das ist wie mit dem hundertprozentigen Industriealkohol zu Zeiten der Prohibition, den die Leute in ihre Drinks kippten. Es war ein *Riesenmarkt* … der über Nacht zusammenbrach, als Scotch, Bier und Wein wieder legalisiert wurden. Und so wird es auch mit Crack sein, wenn du Kokain, kokainhaltige Getränke – wo, glaubst du eigentlich, kommt das ‚Coca' in Coca-Cola her? –, ja sogar Kokain-Kaugummi kaufen kannst." (S. 39f)

Der amerikanische Präsident Thomas Winston und sein Arzt Dr. John Van Dyne sind alte Schulfreunde. Aber John will nicht einsehen, dass das Vorhaben von Thomas, sämtliche Drogen zu legalisieren, einen positiven Einfluss auf die Gesundheit der Amerikaner haben wird.

Auch die Drogenmafia steht dem Vorhaben skeptisch gegenüber, vor allem deshalb, weil ihr äußerst lukratives Geschäftsmodell den Bach hinunter gehen wird. Daher entführen sie Katie, die an Epilepsie leidende kleine Tochter von John, um auf diese Weise John zu erpressen und damit das Vorhaben von Thomas zu verhindern.

Leiser Verdacht ist ein abwechslungsreicher Thriller über ein Thema, das immer wieder diskutiert wird.

J.M. BLUMENSTEIN
DIE LEGENDE VON AUREA

J. M. Blumenstein
Die Legende von Aurea
Eigenverlag (PB 328 S./€ 9,95)
Wroclaw 2021
Genre: Phantastik

„Was siehst du da? Was denn?“, wollte Milo ungeduldig wissen.

„Die Rückseite des Leders ist noch nicht so abgenutzt“, erwiderte sein Großvater, „Hier kann man doch ein paar Buchstaben erkennen. Hmm, heißt das *Rahmen?* Ach nein, nicht Rahmen. *Namen. Lag meinen… ?*“

Langsam wurde Milo ungeduldig.

„Ah, nein – *Sag meinen Namen!* Das steht da! *Sag meinen Namen!*“

„Sag meinen Namen? – Aber was für einen Namen? Das Buch hat einen Namen? *Bücher* haben Namen?“

„Ach, wer weiß, was das heißen soll. Das ist vielleicht irgendein Jungenstreich von einem, der keine Lust auf Lesen hatte und…“ (S. 16)

Milos Großvater führt ein Antiquariat und hat von Baronin Celeste von Piepenkötter

eine uralte Truhe erworben, in der neben gewöhnlichen Büchern ein seltsames Exemplar liegt, das mit einem eisernen Riegel verschlossen ist und sich nicht öffnen lässt.

Zusammen mit seiner Freundin Marlind untersucht Milos die Truhe ganz genau und findet am Boden ein Amulett mit einem Zettel.

„Hier steht ein Name“, Milo kniff die Augen zusammen und murmelte vor sich hin, was er nach und nach lesen konnte.

„Was für ein Name denn?“, wollte Marlind wissen. Schlagartig wurde Milo leichenblass und er spürte, wie seine Knie wackeliger wurden.

„So heißt mein Vater“, stammelte er benommen.

„Was?“, rief Marlind ungläubig, „Das kann doch nicht sein. Der Plunder ist doch viel zu alt dafür, dass…“

„Wenn ich’s dir doch sage. Hier steht Mica – Lorenz.“

Kaum hatte Milo den Namen ausgesprochen, hörten sie ein lautes Krachen

des Einbandes, aus dem goldenes Licht schoss.

„Was war das?“, fragte Marlind erschrocken.

Milo stand wie steif gefroren vor Marlind. Seine Lungen fühlten sich an wie eingeschnürt, sodass er Mühe hatte zu atmen.

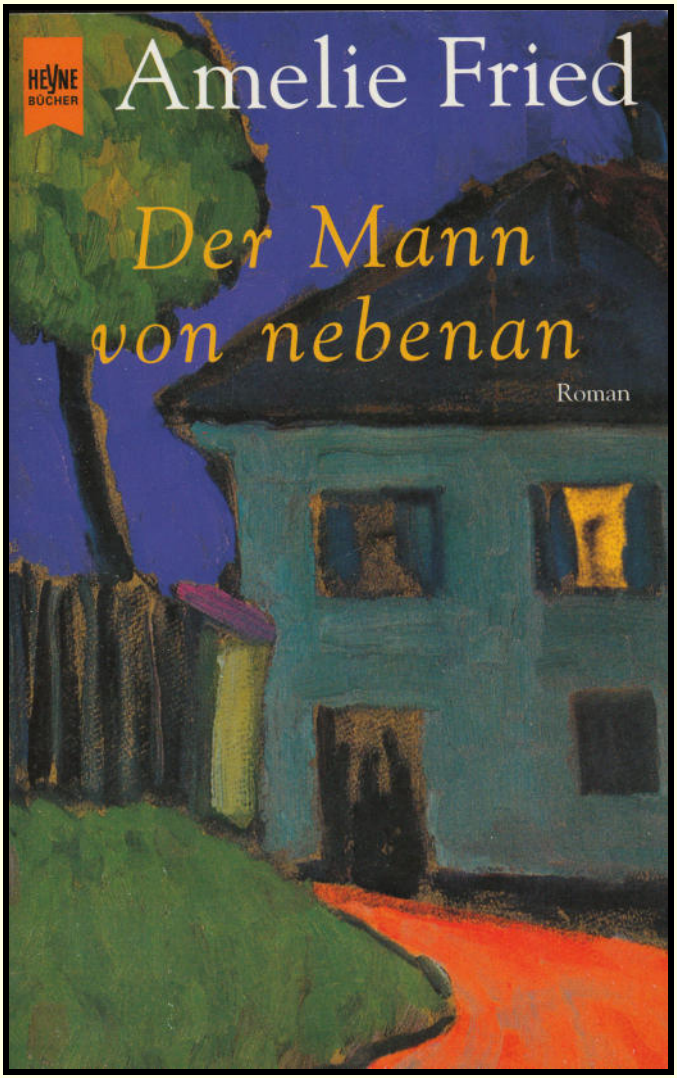
Mit Herzklopfen sahen sie das eben noch fest verschlossene Buch aufgeschlagen am Boden der Truhe. Die Adlerkrallen lagen friedlich zu seiner Seite neben dem silbernen Schloss. Wo Milo eben noch kaum in der Lage war, Luft zu holen, war sein Atmen nun flach und hektisch geworden. Vorsichtig zog Milo es an den Spitzen seines Einbands heraus. (S. 29f)

Man kann sich schon denken, dass es sich bei dem Buch um ein magisches Werk handelt. Die Baronin hat das anscheinend auch begriffen, denn sie kauft die Truhe samt Inhalt von Milos Großvater zum doppelten Preis zurück. Milo schleicht sich zusammen mit Marlies in das Schloss der Baronin ein – schließlich hat ja der Name seines Vaters

das Buch geöffnet – und liest Marlies laut aus dem Zauberbuch vor. Und bevor sich beide umsehen, finden sie sich in einer Märchenwelt namens Aurea wieder, die von einer großen Gefahr bedroht wird.

Die Legende von Aurea ist ein unterhaltsamer und abwechslungsreicher phantastischer Roman, der bei Amazon.de zu einem günstigen Preis angeboten wird.

Im Impressum wird der Name der AutorIn als „J. Magersuppe“ angegeben.


HEYNE BÜCHER
Amelie Fried
Der Mann von nebenan
Roman

Amelie Fried (Amelie Ilse Fried, 1958–)

***Der Mann von nebenan* (1999)**
Heyne 01/13 194 (TB 334 S./DM 17,90)
München 2000
Genre: Krimi

Einem Impuls folgend verließ sie den Weg, um eine Abkürzung über die Wiese zu nehmen. Das Gras wurde immer höher, das Laufen zunehmend beschwerlich. Blöde Idee, dachte sie und ärgerte sich über sich selbst.

Plötzlich war etwas im Weg. Kate stolperte, schlug der Länge nach hin. Fluchend blieb sie liegen und rieb ihren schmerzenden Knöchel. Sie richtete sich halb auf, sah suchend um sich – und blickte direkt in das Gesicht einer Frau, die kaum einen Meter von ihr entfernt reglos im Gras lag.

Mit einem Satz war Kate wieder auf den Füßen. Fassungslos starrte sie auf den zusammengekrümmten Körper. Das Kleid der Frau war blutdurchtränkt, an den nackten Beinen klebte ebenfalls Blut, schon halb getrocknet. Kate wurde eiskalt vor Entsetzen. (S. 33)

Katharina Moor wurde von ihrem Mann Bernd geschieden, weil sich dieser anderweitig umgetan hatte. So zieht Kate mit ihrem zwölfjährigen Sohn Samuel aufs Land, weil einer ihrer Bekannten gerade einen Haussitter braucht. Doch schon bald muss Kate erkennen, dass in diesem Dorf keine reine Idylle herrscht. Aber sie tut sich mit einigen neugewonnenen Freundinnen zusammen, um das Übel namens Willi Mattuschek mit der Wurzel auszureißen.

Der Mann von nebenan ist ein unterhaltsamer Krimi mit einem Schuss Humor, erzählt von der bekannten Fernsehmoderatorin Amelie Fried.

SPIEGEL
Bestseller
HENRIKE ENGEL
Die
Hafenärztin
EIN LEBEN FÜR DIE
FREIHEIT DER FRAUEN
ROMAN
ullstein

Henrike Engel
Hafenärztin 1: Ein Leben für die Freiheit der Frauen
Ullstein (PB 462 S./€ 14,99)
Berlin 2022
Genre: Historischer Kriminalroman

Unwillkürlich war sie einen Schritt zurückgewichen, und ihr Fuß glitt an der Hafenkante ab. In letzter Sekunde fand Helene Halt an den Balken, dann sah sie hinter sich, hinab ins dunkle Wasser, in das sie um ein Haar gestürzt wäre. Gestank stieg von dort auf, eine Wasserratte flitzte über die dunkelgraue Persenning der Schute unter ihr.

Und sie sah noch etwas.

War das nicht ein Schuh, der aus dem flachen Boot ragte?

Und nicht nur ein Schuh, war das nicht der Teil eines Beins, ein Unterschenkel in löchrigem Strumpf?

Wider besseres Wissen griff sich Helene einen Bootshaken.

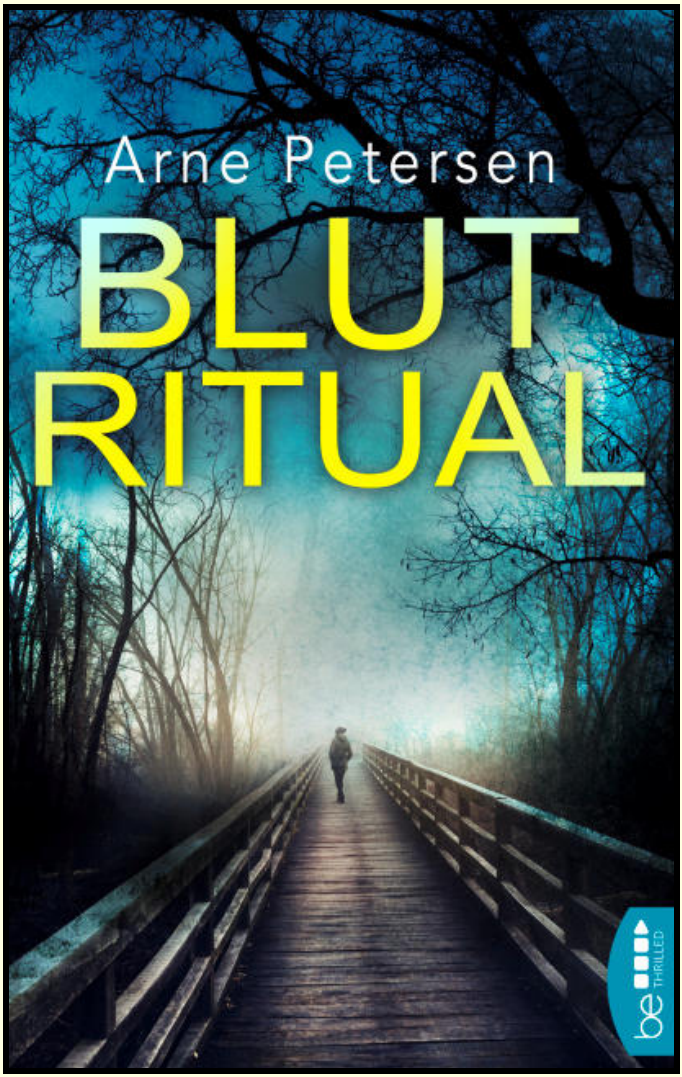
Sie wusste, es war ein Fehler, sie wusste es in dem Moment, als sie mit der metallenen Spitze die Persenning

> der Schute zur Seite schob und der bestialische Gestank sie fast in Ohnmacht fallen ließ. Aber sie konnte nicht mehr zurück, und als es zu spät war und Helene am Hut erkannte, dass sie die Leiche einer Frau vor sich hatte, fuhr sie zurück und erbrach sich auf den Hafenquai. (S. 27)

Im Jahr 1910 entdeckt die junge Pastorentochter Helene Curtius im Hamburger Hafen eine Frauenleiche. Wie sich später herausstellt, wurden dem Opfer die Kehle durchgeschnitten, der Brustkorb aufgebrochen und die inneren Organe entfernt. Dabei wollte sich Helene eigentlich nur dem Verein Frauenwohl anschließen, der von der aus England angereisten Ärztin Anne Fitzpatrick geleitet wird und der Frauen in Not helfen will.

Kommissar Berthold Rheydt hat seine liebe Not mit der Jagd auf den Mörder, bei dem es sich offensichtlich um einen Serientäter handelt, denn bald darauf wird eine zweite Frauenleiche in dem gleichen Zustand aufgefunden. Aber zum Glück helfen ihm Anne und Helene bei seiner Aufgabe.

Der unterhaltsame Roman *Ein Leben für die Freiheit der Frauen* wird abwechselnd aus der Sicht der drei Hauptfiguren Anne Fitzpatrick, Helene Curtius und Berthold Rheydt erzählt. Das Werk ist in drei Genres zugleich beheimatet: Er ist sowohl ein historischer Roman als auch ein Krimi; und er hat die Unterdrückung der Frauen und deren Bestreben um Emanzipation zum Thema.


Arne Petersen
BLUT
RITUAL
be THRILLED

Arne Petersen [1970–]
***Blutritual* (2019)**
KMAV (TB 224 S./€ xx)
Köln 2019
Genre: Phantastik-Thriller

Plötzlich hörte sie von etwas weiter weg ein Quietschen. Sie leuchtete die Umgebung ab. Der Lichtkegel ihrer Taschenlampe wanderte über das Geländer hin zu der defekten Laterne, die am Ende der Brücke stand. Wieder ertönte das Quietschen. Es kam eindeutig von der Laterne. Langsam ließ sie den Strahl nach oben wandern und erstarrte, als ihr Blick auf zwei Beine fiel. Ihre Hand zitterte, und das Herz schlug ihr bis zum Hals, als sie ganz hinaufleuchtete.

Dort baumelte an einem Seil der Leichnam eines stellenweise bereits mit Eis überzogenen jungen Mannes. Sein Gesicht schimmerte kalkweiß, und seine leblosen, blutunterlaufenen Augen starrten direkt auf sie herab. Sie kannte diesen Jungen! Ein Moment lang schien die Welt stillzustehen. Dann begann sie laut zu schreien. Der Herr, an den die

> gottesfürchtige Elsbeth Wallay so sehr glaubte, ließ Gnade walten und erlöste sie von dem grauenvollen Anblick. Sie fasste sich an die rasend pochende und brennende Brust, ihr Herz blieb stehen, und sie fiel tot zu Boden. (S. 32)

Dieser grausige Selbstmord trägt sich in dem kleinen Dorf Greiterheide im nördlichen Mecklenburg-Vorpommern zu. Der fünfzehnjährige Masour Sahid hat sich erhängt, weil er von einer rechtradikalen Clique schikaniert wurde.

Nach Greiterheide strebt auch der LKA-Ermittler Gustav Ohlsen. Er ist wegen psychischer Probleme zurzeit krankgeschrieben und will den Zwangsurlaub nutzen, um seine verschwundene Tochter Sofia, eine Journalistin, aufzufinden. Er nimmt trotz des kalten Winterwetters die hochbetagte Hündin Daska mit, um einer Bekannten einen Gefallen zu tun.

In Greiterheide lebt abgelegen und einsam die alte Maria Tegetmeier, der man vorwirft, Wölfe mit rohem Fleisch anzufüttern. Sie erzählt Ohlsen, dass in Greiterheide schon etliche junge Frauen verschwun-

den sind, und dass der Waldhund dafür verantwortlich ist, ein Wesen, das anscheinend weder Hund noch Wolf ist.

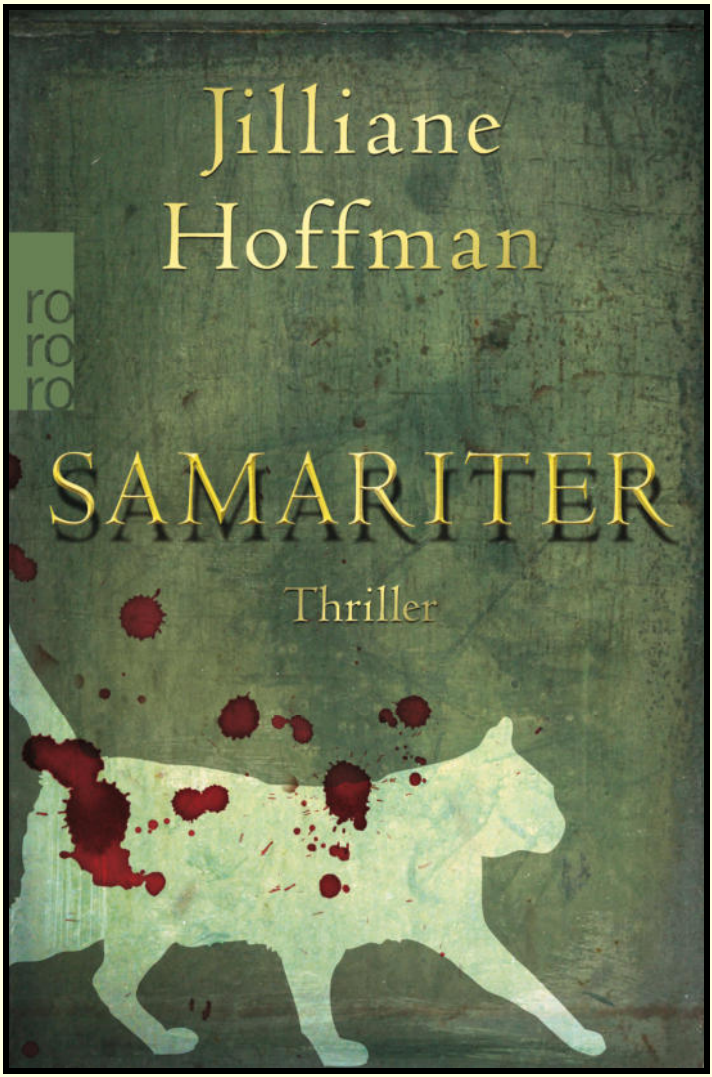
Mit seinen Nachforschungen macht sich Ohlsen bei einer Mopedgang aus zwei Jungen und einem Mädchen offenbar recht unbeliebt, denn bald widerfährt ihm Schreckliches.

> Vor dem kleinen Schuppen am hinteren Ende des Gartens machte er einen dunklen Haufen im Schnee aus. Er konnte nicht gleich erkennen, was es war. Seine Nackenhaare stellten sich auf, als er sah, dass das Bündel in einer großen Blutlache lag.
>
> Oh mein Gott! Das ist Daska!
>
> Er eilte zu ihr. Ihr Kopf war zur Seite gedreht, die Schnauze weit geöffnet. Ihre Kehle war aufgeschlitzt, das Fell unter ihrem Hals blutgetränkt. Aus toten Augen blickte sie ihn an. Er fasste ihr an den Bauch, konnte keine Atmung spüren. Er hob ihren Kopf an, der schlaff in seinen Händen hing. Mit aller Kraft stemmte er die Hündin hoch. Er hätte nicht gedacht, dass sie so schwer war.

> Keuchend und mit wankenden Schritten lief er mit ihr auf seinen Armen zum Haus zurück. Das Blut aus ihrer Kehle tropfte in den Schnee, seine Hände waren blutverschmiert. (S. 57)

Doch das ist erst der Anfang, denn im Dorf ist in Kürze die Hölle los. Zum Glück bekommt Ohlsen Unterstützung von der Kommissarin Anika Bartel.

Mord, Vergewaltigung, Entführung, alte und neue Nazis, Thule-Gesellschaft, Werwölfe – Arne Petersen spart in *Blutritual,* das trotz der skandinavischen Namen ein rein deutsches Produkt ist, nicht mit schrecklichen Motiven, die häufig ins Phantastische hinüberreichen. Da der Roman überwiegend aus der Sicht von Ohlsen erzählt wird, liest er sich spannend und flüssig.


Jilliane
Hoffman
rororo
SAMARITER
Thriller

Jilliane Hoffman

Samariter
***(All the Little Pieces*, 2015)**
rororo 25 399 (TB 480 S./€ 9,99)
Reinbek bei Hamburg 2016, 2. Auflage
Aus dem Amerikanischen von Sophie Zeitz
Genre: Thriller

Draußen stand eine junge Frau und drückte die Hände an die Scheibe. Lange schwarze Strähnen klebten ihr an Gesicht und Hals. Unter dem schmutzigen, nassen T-Shirt zeichnete sich ein blauer Leoparden-BH ab. An ihren Ohrläppchen baumelten billige Libellen-Ohrringe. Sie starrte Faith aus hohlen braunen Augen an, darunter lief ihr die Wimperntusche in breiten Streifen über die Wangen. Sie drückte das Gesicht an die Scheibe. Ihre aufgeplatzten Lippen berührten das Glas. „Helfen Sie mir!“, sagte sie mit rauer Stimme. Im Radio sang Katy Perry.

Erschrocken wich Faith zurück und schlug sich die Hüfte an der Mittelkonsole an. Sie sah sich um, aber alle Fenster waren beschlagen. Sie hatte keine

Ahnung, wer oder was sonst noch da draußen war.

Die Frau warf einen Blick hinter sich. Ihr nasses Haar peitschte gegen das Fenster. Dann sah sie wieder zu Faith und trommelte gegen die Scheibe. Ihre Handflächen waren schmutzig. „Schnell! Verdammt! Lassen Sie mich rein!“ (S. 43)

Faith Saunders hatte ihre Schwester besucht und sich so sehr mit ihr zerstritten, dass sie in der gleichen Nacht, mitten im Wirbelsturm Octavius, auf der Route 441 mit ihrer fünfjährigen Tochter Maggie durch das dünn bewohnte Central Florida wieder heimfährt. Und dann steht plötzlich eine verzweifelte Frau auf der Fahrbahn.

Plötzlich stand ein ganz in Schwarz gekleideter Mann neben ihr, der sich wie ein Vampir aus dichtem Nebel materialisiert zu haben schien. Er hatte dunkles, welliges schulterlanges Haar, das an seinem kantigen Kinn klebte, und Bartstoppeln, die älter als drei Tage waren. Er war schlank und groß – viel größer

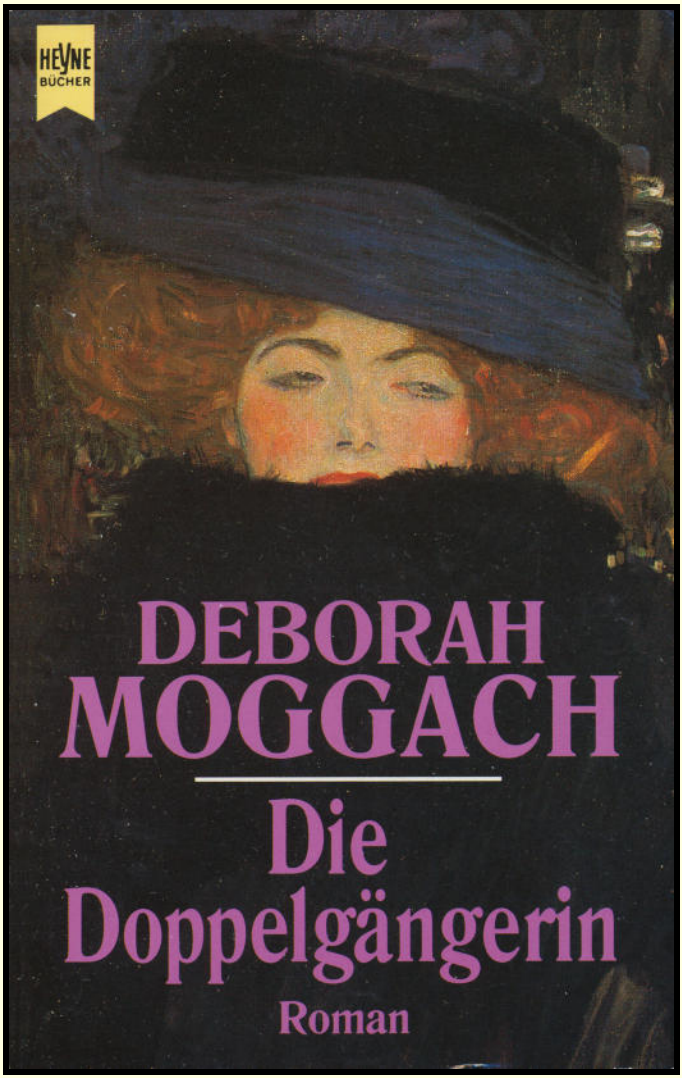
> als das Mädchen. Seine langen Finger griffen nach ihrer schmalen Schulter, verschluckten sie, und er zog sie an sich. Sie stolperte rückwärts, stürzte beinahe, doch er fing sie auf. Dann drehte er sie um und drückte sie an sich. Ihre Füße zappelten in der Luft, als er sie hochhob. Faith sah, dass sie barfuß war; auch ihre Füße waren schmutzig. Der Mann setzte sie wieder am Boden ab und gab ihr einen festen Kuss auf den Mund. Dann sah er Faith an und grinste. (S. 44)

Außer der Frau tauchen noch zwei Männer auf und schleppen die Hilfesuchende weg. Sie geben Faith noch mit Gesten zu verstehen, dass sie lieber den Mund halten soll, wenn ihr ihr Leben lieb ist.

Wie Faith später aus der Zeitung erfährt, wurde in der Nähe der Stelle, wo sich der Zwischenfall zugetragen hatte, eine Frauenleiche gefunden. Und wie es scheint, verschwinden in Central Florida des Öfteren junge Frauen, die vor ihrem Tod eingesperrt und missbraucht wurden – ganz offensichtlich hat Faith die Mörder gesehen.

Aber sie wagt es nicht, zur Polizei zu gehen, weil sie getrunken hatte und Schwierigkeiten vermeiden möchte – was ihr zum Verhängnis werden wird.

Samariter ist hochdramatischer Thriller, der infolge von zahlreichen Rückblenden auf das Leben von Faith recht umfangreich ausgefallen ist.


HEYNE
BÜCHER
DEBORAH
MOGGACH
Die
Doppelgängerin
Roman

Deborah Moggach [Deborah Hough, 1948–]

Die Doppelgängerin
***(The Stand-In*, 1991)**
Heyne 01/08 825 (TB 412 S./DM 12,90)
München 1993, 2. Auflage
Aus dem Englischen von Ursula Mössner
Genre: Kriminaldrama

> Wenn du Theater spielst, bist du sowohl innerhalb einer Person als auch außerhalb von ihr, du schaust ihr zu. Du schlüpfst in eine Rolle wie Finger in einen Handschuh; du wirst sowohl versteckt als auch entlarvt von der Person, die du geworden bist. Du beobachtest, wie sich deine Finger und dein Gesicht bewegen; du beobachtest, wie die Worte aus deinem Mund kommen. Ich habe früher Streichhölzer angezündet und zugeschaut, wie sie herunterbrannten, bis ich vor Schmerz aufschrie. (S. 7)

Julia Sampson, achtunddreißig Jahre alt, hat als Theaterschauspielerin nicht den Erfolg, den sie sich wünschen würde, obwohl

ihr Freund, der Drehbuchautor Trevor Parsons, ihr hilft, so gut er kann.

Als bei den Dreharbeiten zu einem teuren Film das Double des beliebten Stars Lila Dune ausfällt, lädt man Julia an, für sie einzuspringen, da sie Lila überraschend ähnlich sieht.

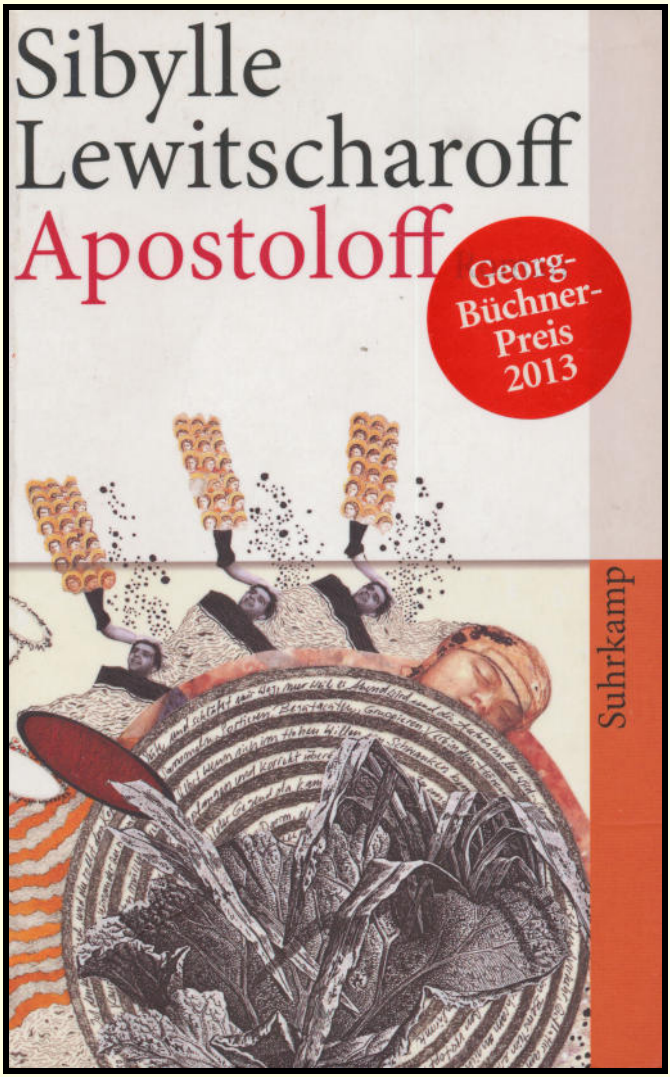
> Mit wiegenden Hüften wanderte ich durch das Apartment. Ich warf die Haare zurück und blieb vor einem ihrer zahllosen Spiegel stehen.
>
> Mir stockte der Atem. Da stand Lila. Volle, schmollend aufgeworfene Lippen; schwarzgeschminkte Augen. Ich schaute zu, wie sie sich eine Haarsträhne um den Finger wickelte; Lila tat das oft, wenn sie perplex war.
>
> „Verdammter Mist, ist das ein Pickel?“ fragte sie und betrachtete stirnrunzelnd ihr Gesicht im Spiegel. Sie rümpfte die Nase. „Scheitern meine Beziehungen zu Männern wegen meiner Vaterfixierung? Warum kann ich es nur mit Arschlöchern, die meine mangelhafte Selbstachtung noch verstärken? Das ist ja so verdammt selbstzerstörerisch.“ In der

> mit Intarsien geschmückten Zigarettendose lag eine Schachtel Salem. Sie nahm eine Zigarette heraus und zündete sie mit ihrem silbernen Tischfeuerzeug an, das eine zärtliche Widmung von Mike Ovitz trug. Sie stieß den Mentholrauch durch die Nase aus. „Ich fühl mich irgendwie unsicher. Soll ich ‘ne Hasche Bourbon aufmachen oder meinen Analytiker anrufen?“ Lila seufzte. „Diese Julia, die hat wirklich Geschmack. Die ist richtig kultiviert. Ich kauf mir die Bücher meterweise, aber sie liest die verdammten Dinger auch. Was die hat, das ist nicht für Geld zu haben. Ich spreche von Klasse, ich spreche von Intelligenz. Manchmal bin ich so verdammt eifersüchtig, daß ich sie erwürgen könnte. Vielleicht sollte ich doch lieber meinen Analytiker anrufen.“ (S. 153)

Julia erzählt ihre Geschichte in Ichform; aber diese auf Lila geschminkte Person, die ihr aus dem Spiegel entgegenschaut, lässt sie in der dritten Person erzählen – ein erstes Anzeichen, dass Julia vielleicht ein kleines psychisches Problem hat.

Dieses Problem verstärkt sich, als ihr Freund Trevor sich in Lila verliebt und Julia sitzen lässt. Julia schwört Rache und beginnt mit kleinen Aktionen, die man noch als Streiche abtun könnte, die sich aber bald ins Gefährliche steigern: Julia hat sich zu einer bedrohlichen Stalkerin ihrer Doppelgängerin entwickelt.

Die Doppelgängerin ist ein unterhaltsamer Roman aus dem Film-Milieu, der vor allem gegen Ende zu sehr stark an Tempo und Spannung gewinnt.


Sibylle
Lewitscharoff
Apostoloff
Georg-
Büchner-
Preis
2013
Suhrkamp

*Lewitscharoff, Sibylle: Apostoloff

Sibylle Lewitscharoff [1954–]
***Apostoloff* (2009)**
Suhrkamp st 4180 (TB 248 S./€
Frankfurt am Main 2013, 6. Auflage
Genre: Phantastisches Drama

> Rumen ist unser Hermes, er trägt die Sprachen hin und her, fährt und findet im Fahren den Weg, einer jener verzweifelten bulgarischen Fahrer, die kein Auge dafür haben, was am wegflitzenden Straßenrand alles krepiert. Als uns ergebener Nervösling fährt er durch sein verzweifeltes Land, das bei Nacht noch viel verzweifelter ist. (S. 8)

Vor vielen Jahren haben zwanzig Exilbulgaren in Stuttgart einen Bulgarenverein gegründet. Neunzehn davon sind mittlerweile verstorben, und der zwanzigste, Alexander Iwailo Tabakoff, ist auf die Idee verfallen, seine Landsleute exhumieren und gemeinsam in Bulgarien neu bestatten zu lassen.

Unter den Angehörigen, die mit den jeweils auf Schuhkartongröße kondensierten,

in flüssigem Stickstoff kryogenisierten sterblichen Überresten in die alte Heimat reisen, gehören auch die beiden Töchter von Kristo, dem Frauenarzt, der sich aufgehängt hat. Sie reisen zusammen mit dem Fahrer Rumen Apostoloff in einem Automobil. Die ältere Schwester ist ruhig und gesetzt, aber die jüngere kann nicht aufhören zu reden und erzählt uns in Ichform Alles, was ihr auf der Reise durch den Kopf geht.

> Rumen Apostoloff möchte uns die Schätze Bulgariens zeigen. Meine Schwester und ich wissen es besser: solche Schätze existieren nur in den bulgarischen Hirnen. Wir sind überzeugt, Bulgarien ist ein grauenhaftes Land – nein, weniger dramatisch: ein albernes und schlimmes. Seine Gegenden? Meer, Wald, Gebirge, Auen? Unseretwegen mag es da verborgene Reize geben. Wir sind aber keine Ornithologen und wollen auch nicht auf Bärenjagd gehen. Auf malerische Rhodopenschluchten geben wir nichts, Hammerschläge in Rhodopentälern erschüt-

> tern uns nicht, Glockengeläut lädt uns nicht zum Kirchgang ein. Rosenfelder sind für uns Rosenfelder und sonst wenig, Rosenfelder bringen unsere Herzen nicht in Wallung. Bloß weil man auf eine blutrote Fläche zeigt, benehmen wir uns nicht wie Frischverliebte und erfahren auch keine Extrablutzufuhr. Nüchtern bleiben ist eine Kunst. Eisern wird sie von uns praktiziert, sobald wir bulgarische Luft wittern, gar die ersten vorsichtigen Schritte auf bulgarischem Boden tun. (S. 10f)

Die Erzählerin ist recht mürrisch aufgelegt: Es gibt nichts, aber überhaupt nichts, was sie erfreuen könnte; vielmehr krittelt sie an Allem und Jedem herum, was das Zeug hält, insbesondere an allem Bulgarischen.

> Um Rumen zu ärgern, greife ich gern zu dem Trick, die benachbarten Rumänen zu loben. Wie angenehm Rumänisch in den Ohren klingt! Wie dunkelschwer und weltverloren. Jaja, es gereichte den Rumänen zum Vorteil, dass sich ihre slawische Art nach den romanischen

> Sprachen verzehrte. Und wie gut sie aussehen! Jawohl, sie sehen manchmal aus wie großgewachsene Römer. Und was für eine wunderbare schwarzmagische Literatur sie besitzen! Logisch, sie hatten Ovid zu Gast, sie hatten bedeutende Dissidenten und waren nicht samt und sonders solche sowjetischen Kriechlinge, wie die Bulgaren es waren. Die wenigen, die es nicht waren, hat man im Steinbruch von Lowetsch oder im Lager Belene erledigt. (S. 14)

So viel die Erzählerin auch zu kritisieren hat, jede Reise geht irgendwann zu Ende.

> Und da sind wir auch schon am Stadtrand inmitten von Wohnblöcken, vor denen ich pietätvoll die Augen schließe, denn dieses Schreckbild von Sofia will ich nicht mit ins Flugzeug nehmen. Wir biegen nach links und haben die Straße erreicht, die zum Airport führt.
>
> Jetzt sind meine Augen wieder offen, und siehe da, auf der Überholspur schiebt sich ein schwarzer Geländewagen auf gleiche Höhe mit uns und hält

die Höhe. Wie von Zauberhand werden die getönten Scheiben durchsichtig. Vorne sitzt der Vater am Lenker und die Mutter neben ihm, beide schauen stur geradeaus, er hat sein Käppi auf wie eh und je, wir Töchter hocken regungslos und wie gemalt im Fond.

Die Toten warten auf ihre Stunde, sie kommen höchstselbst und nicht nur im tintigen Pfuhl der Nacht. Ich aber bewahre kühlen Mut. Immerhin habe ich es geschafft, länger zu leben als der Vater und ein freundlicheres Leben zu führen als die Mutter. Nicht die Liebe vermag die Toten in Schach zu halten, denke ich, nur ein gutmütig gepflegter Haß. (S. 247f)

Apostoloff ist ein Abgesang auf die Größe des Bulgarentums, teils traurig, teils ironisch, aber immer amüsant und lehrreich. Sibylle Lewitscharoffs Roman, der autobiographisch geprägt ist, erfreut vor allem durch den ausgefeilten Stil der Autorin.

Der Roman wurde 2013 mit dem *Georg-Büchner-Preis* ausgezeichnet.

S. Japrisot
Krimi
Falle für Aschenbrödel
rororo

*Japrisot, Sébastien: Falle für Aschenbrödel

Sébastien Japrisot [Jean-Baptiste Rossi, 1931–2003]
Falle für Aschenbrödel
(Piège pour Cendrillon, 1962)
rororo 43 209 (TB 144 S./DM 5,00)
Reinbek bei Hamburg 1995
Aus dem Französischen von Ilse Bulcke
Genre: Kriminaldrama

Es waren einmal vor langer Zeit drei kleine Mädchen, die hießen Mi, Do und La. Sie hatten eine Patin, die niemals schalt, wenn sie ungezogen waren, die hieß Patin Midola.

Einmal küßte die Patin Mi im Hof; Do und La küßte sie nicht.

Ein andermal spielten sie Hochzeitmachen. Die Patin wählte Mi; Do oder La nahm sie niemals.

Eines Tages waren sie traurig: Die Patin mußte fort. Sie weinte mit Mi; zu Do und La aber sagte sie nichts.

> Von den drei kleinen Mädchen war Mi am schönsten, Do am klügsten und die kleine La am frühesten tot.
>
> Las Begräbnis war ein großes Ereignis im Leben von Mi und Do. Es brannten viele Kerzen, und auf einem Tisch lagen viele Hüte. Las Sarg war weiß gestrichen; weich war die Erde des Friedhofs. Der Totengräber trug eine Jacke mit goldenen Knöpfen. Patin Midola war zurückgekommen. Als Mi ihr einen Kuß gab, sagte sie „mein Lieb“ zu ihr, und zu Do: „Mach mein Kleid nicht schmutzig.“ (S. 7)

Drei kleine Mädchen, Mi, Do und La, nennen ihre Patentante Tante Midola, die mit bürgerlichem Namen Sandra Raffermi heißt. Die drei Mädchen sind untereinander nicht verwandt, betrachten sich aber als Kusinen. Mi und Do alias Michèle Isola und Domenica Loï, sind mittlerweile erwachsen; La hingegen ist schon früh an einer Krankheit gestorben. Wie man an der obigen Szene sieht, sofern diese nicht ein Phantasieprodukt ist, war Mi der Liebling von Tante Midola und Do so etwas wie das Aschen-

brödel. Dementsprechend wird Mi auch reich und berühmt und erwartet nach dem Tod von Tante Midola ein großes Erbe, während sich Do als kleine Bankangestellte durchs Leben schlägt.

> Und dann wird eines Tages die Patin Midola sterben, wie Feen zu sterben pflegen, in ihrem Palast in Florenz, Rom oder an der Adria…
>
> Dieses Märchen hat sich Do ausgedacht. Sie weiß wohl, daß es nicht wahr ist; sie ist kein kleines Mädchen mehr.
>
> Dieses Märchen ist gerade wahr genug, um das Einschlafen zu verzögern. Die Patin Midola ist nämlich durchaus keine Fee, sondern eine reiche alte Dame, die orthographische Fehler macht und die Do nur bei Beerdigungen gesehen hat. Sie ist sowenig ihre Patin, wie Mi ihre Kusine ist; solche Dinge erzählt man Kindern wie Do und La, den Kindern der Dienstboten, weil es freundlich ist und niemandem weh tut.
>
> Do ist zwanzig, wie die kleine Prinzessin mit dem langen Haar auf den Magazinfotos. Sie bekommt jedes Jahr zu

> Weihnachten ein Paar Tanzschuhe, hergestellt in Florenz. Das ist vielleicht der Grund, warum sie sich selbst für ein Aschenbrödel hält. (S. 8)

Aber dann geschieht etwas Furchtbaren, von dem man nicht einmal weiß, was es ist.

> Plötzlich fällt ein greller Lichtstrahl auf meine Augen. Jemand beugt sich über mich, eine Stimme schwebt über meinem Kopf. Ich höre. Schreie, die in langen Gängen widerhallen, und weiß, daß es meine eigenen Schreie sind. Ich atme etwas Dunkles durch den Mund. Das Dunkel ist erfüllt von unbekannten Gesichtern und undeutlichem Gemurmel. Ich sterbe noch einmal und bin glücklich.
>
> Später, nach einem Tag, einer Woche oder nach Jahren, ist das Licht wieder da, aber nun ist es in mir; meine Hände, mein Mund und meine Augen brennen davon. Ich werde durch leere Korridore gerollt; ich schreie, und dann kommt wieder das Dunkle.

> Manchmal konzentriert sich der Schmerz in einem einzigen Punkt meines Hinterkopfes. Wenn man mich hochhebt, um mich woanders hinzubringen, erfüllt er meine Adern wie eine gewaltige Flamme, die mein Blut austrocknet. Wenn das Dunkle da ist, sehe ich oft Feuer oder Wasser, aber ich leide nicht mehr. Ich fürchte mich vor dem großen Feuer. Das Wasser ist kühl und läßt mich sanft schlafen. Ich wünsche mir, daß die Gesichter auslöschen und das Gemurmel erstirbt. Wenn ich das Dunkle durch den Mund einatme, möchte ich immer noch mehr davon haben. Ich möchte das völlige Schweigen. Ich möchte in tiefes, eiskaltes Wasser gleiten und nie wieder auftauchen. (S. 9)

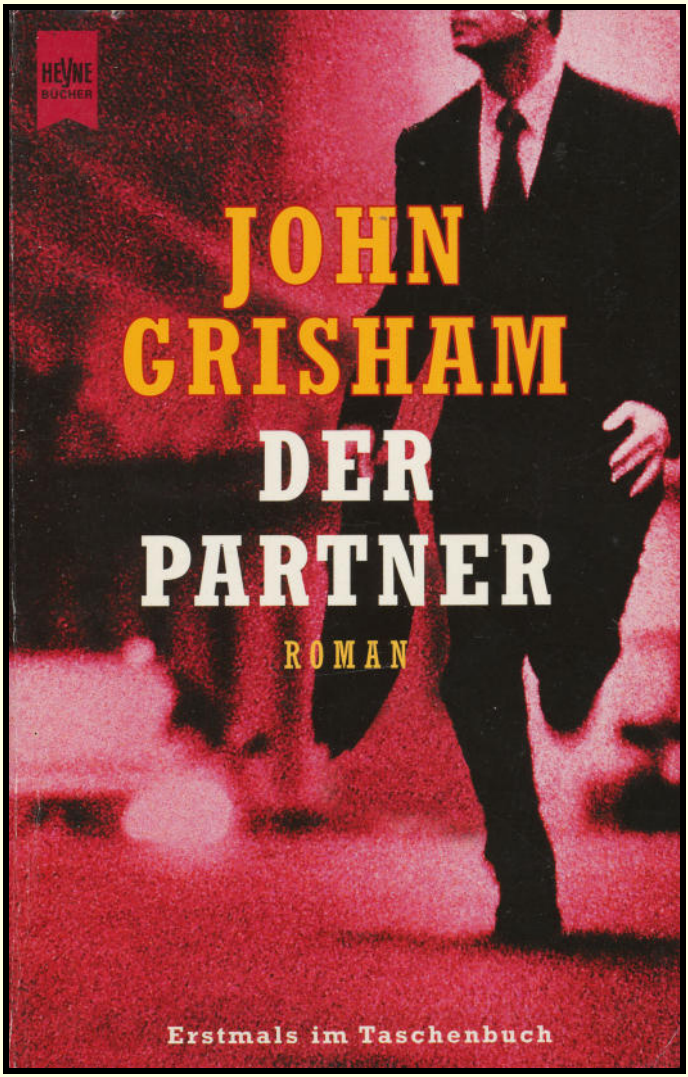
Dunkel, Schmerz, Schreie, Feuer: Es muss ein Unglück geschehen sein, das die Erzählerin in schrecklich behinderter Form zurückgelassen hat. Sie liegt wohl in einem Krankenhaus, ist völlig desorientiert, hat alle Erinnerungen verloren und weiß nicht einmal mehr, wer sie ist. Auch der Leser

kann nicht unterscheiden, ob es sich bei der Erzählerin um Mi oder Do handelt; eine von Beiden muss es wohl sein, sonst hätte die vorherige Geschichte von den Kusinen keinen Sinn.

Als die Erzählerin wieder einigermaßen bei sich ist, wird sie von Jeanne Murneau besucht, der Gouvernante von Mi. Jeanne ist sich ganz sicher, dass es sich bei der Schwerverletzten – sie hat nicht nur Brandverwunden im Gesicht und an den Händen davongetragen, sondern leidet auch an einer schweren Kopfverletzung – um Mi handelt, obwohl ihre Identität äußerlich kaum feststellbar ist, da sich Mi und Do von der Figur her ähneln und die Patientin umfangreiche Schönheitsoperationen im Gesicht erfahren musste und ihre Fingerabdrücke nicht mehr feststellbar sind. Die Tote, die bei dem Brand ums Leben gekommen ist, muss also Do sein; Mi hat allem Anschein nach versucht, sie noch aus dem brennenden Zimmer zu zerren, ist dabei aber gescheitert.

Sébastien Japrisot schildert in *Falle für Aschenbrödel* insbesondere das Erwachen der Erzählerin aus dem Koma und ihre völ-

lige Desorientiertheit hervorragend. Auch die weitere Handlung – der Brand könnte kein Unglück gewesen sein, sondern Brandstiftung, wird gemutmaßt – ist sowohl ausgesprochen spannend wie auch sehr rätselhaft; noch nicht einmal am Ende des Romans kann sich der Leser ganz sicher sein, wer nun die Überlebende ist und wieweit sie für den Tod der Anderen verantwortlich ist. Ausgezeichnet erzählt ist auch die Beziehung der drei Frauen zueinander, die von Zuneigung, Hass und teilweise auch unterschwelliger sexueller Begierde geprägt ist.


HEYNE
BÜCHER
JOHN
GRISHAM
DER
PARTNER
ROMAN
Erstmals im Taschenbuch

John Grisham [John Ray Grisham Jr., 1955–]
Der Partner
***(The Partner*, 1997)**
Heyne 01/10 877 (TB 448 S./DM 16,90)
München 1999, 6. Auflage
Aus dem Amerikanischen von Christel Wiemken
Genre: Thriller

Sie spürten ihn in Ponta Porã auf, einem verschlafenen Nest in Brasilien, an der Grenze zu Paraguay, einer Gegend, die auch heute noch einfach nur das Grenzland genannt wird.

Sie stellten fest, daß er zurückgezogen in einem Ziegelsteinhaus in der Rua Tiradentes lebte, einer breiten Straße mit Bäumen auf dem Mittelstreifen und einer Horde barfüßiger Jungen, die Fußball spielend über das heiße Pflaster tobte.

Sie stellten fest, daß er, soweit sie erkennen konnten, allein lebte. Während der acht Tage, die sie auf der Lauer lagen und ihn ausspähten, kam und ging gelegentlich eine Putzfrau. (S. 7)

Patrick Lanigan, Partner einer nicht unbedingt seriösen Anwaltskanzlei, hat sich mit neunzig Millionen Dollar aus dem Staub gemacht. Das Geld gehörte einem Klienten der Firma und sollte auf ein Offshore-Konto verschoben werden, denn der Klient hatte es seinerseits unrechtmäßig erworben, indem er dem Pentagon für Lieferungen überhöhte Rechnungen ausstellte.

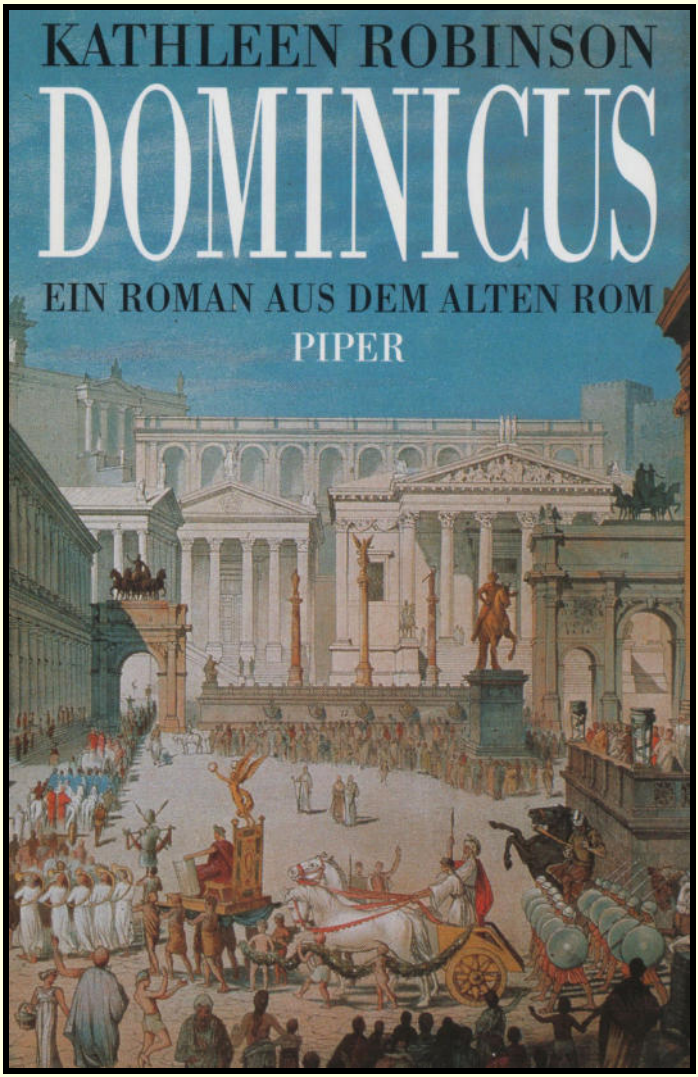
Patrick Lanigan hat seinen eigenen Tod vorgetäuscht und lebt als Danilo Silva in Brasilien – bis er von einer ruchlosen Sicherheitsfirma, die von der Anwaltskanzlei beauftragt wurde, aufgespürt wird.

> Der Fahrer holte plötzlich eine großkalibrige Pistole aus dem Kofferraum und hielt sie Danilo zwischen die Augen. Dieser erstarrte; seine Augen fixierten die Pistole, er atmete schwer mit offenem Mund. Der Fahrer hatte massige Hände und lange, kräftige Arme. Er packte Danilo am Genick, riß ihn mit einem Ruck zum Wagen hin und drückte ihn dort neben der Stoßstange auf den Boden. Die Pistole verschwand in einem Halfter, und ehe Danilo sich ver-

> sah, fand er sich in den Kofferraum des Wagens verfrachtet. Danny Boy wehrte sich und trat um sich, aber er hatte nicht den Hauch einer Chance. (S. 12)

Als sich Patrick nicht rechtzeitig meldet, transferiert seine Vertraute, die Anwältin Eva Miranda, das gesamte Geld sofort auf nicht nachvollziehbare Weise um die Welt. Außerdem alarmiert sie das FBI, das seinerseits großes Interesse hat, Patrick festzunehmen. Die Frage ist daher: Wird Patrick noch rechtzeitig vom FBI gerettet oder wird er an der grausigen Folter sterben, der ihn seine Entführer unterwerfen? Wo sein Geld ist, das kann er nicht gestehen, sehr wohl aber, dass es Eva war, die das Geld in Sicherheit gebracht hat, wodurch auch Eva in Gefahr gerät und untertauchen muss.

Der Partner ist ein spannender Thriller, der allerdings aus einer Vielzahl von Perspektiven erzählt wird und obendrein noch mit zahlreichen Rückblenden aufwartet.


KATHLEEN ROBINSON
DOMINICUS
EIN ROMAN AUS DEM ALTEN ROM
PIPER

*Robinson, Kathleen: Dominicus

Kathleen Robinson []
Dominicus. Ein Roman aus dem alten Rom (Dominic, 1991)
Piper (HC 510 S./DM 44,00)
München 1992
Aus dem Amerikanischen von Michael Hofmann
Genre: Historisch-phantastischer Roman

Wäre mein Vater ein römischer Adliger oder ein Philosoph gewesen, so hätte er mich bei meiner Geburt vermutlich den Wölfen ausgesetzt, denn ich war zwergwüchsig und mißgestaltet und taugte wenig für einen armen gallischen Ziegenhirten. Zum Glück war er ein einfacher Mann und hatte außerdem ein gutes Herz. Und als mich denn die alte Elgge, die Hebamme, ihm zu Füßen legte, daß er mich als seinen Sohn annehme, hob mich mein Vater auf und wiegte mich in seinen Armen. Er schloß mich, sein einziges Kind, ins Herz – und liebte mich trotz meiner

verwachsenen Gestalt. Auch meine Mutter jammerte nicht über die kurzen Stummelgliedmaßen, mit denen ich ziellos strampelte, noch über den großen plumpen Kopf, den ich kaum zu bewegen vermochte. Sondern sie nahm mich an ihre Brust und schloß mich in ihr Herz.

Ich wurde auf den Namen Dominicus Dio getauft – das heißt „Gott dem Herrn gehörig“ –, obwohl ich eigentlich immer viel zu klein blieb, um einen Namen mit sechs Silben zu tragen. So erinnere ich mich nur, von jeher Dominic gerufen worden zu sein. Der Dorfpriester nahm mich durch die Taufe in die Herde seiner arianisch-christiichen Schäfchen auf, die Pächter, die auf dem Gut von Lucius Scipio Marcianus lebten, arbeiteten und starben. Das war in der Provinz Germania Superior, einer Diözese Galliens im Westteil des Römischen Reiches. Man schrieb das Jahr 375 seit der Geburt unseres Herrn oder, gemäß heidnischer Rechnung, das Jahr 1128 seit der Gründung Roms. (S. 7)

Had my father been a Roman aristocrat, or a philosopher, he might have abandoned me to the wolves at my birth, for I was from the first dwarfed and odd-shapen, of little use to a poor Gallic goatherder. Fortunately, he was a simple man, and a good-hearted man in the bargain. Therefore, when I was laid at his feet by old Elgge, the midwife, for the acceptance ritual, my father lifted me up and cradled me in his arms, taking me, his only child, into his heart-loving me none the less for my stunted form. Neither did my mother lament over the short, stubby limbs I aimlessly waved, nor over the large, ungainly head I could scarcely move. Instead, she took me to her breast and heart.

I was christened Dominicus Dio, meaning „belonging to the Lord God," though I remained always uncommonly small to carry a six syllable name and can only remember being called simply „Dominic." The village priest baptized me into his Arian Christian flock, the tenants who lived, worked, and died on the estate of Lucius Scipio Marcianus,

> province of Germania Superior, diocese of Gaul, in the western domain of the Roman Empire. The year was 375 from the Birth of Our Lord and, as Pagans reckon it, 1128 from the Founding of Rome.

Dominicus wird als zwergwüchsiger Junge im vierten Jahrhundert im römisch besetzten Gallien geboren. Seine Eltern lieben ihn trotz seiner Behinderung – was damals nicht selbstverständlich war –, aber seine Mutter stirbt früh und sein Vater endet bei einem Aufstand gegen die Besatzung. Sein Onkel, der ihn aufnehmen muss, verkauft ihn als Sklaven, und schließlich landet Dominicus bei einer umherziehenden Schauspielertruppe. Anfangs ist ihm diese nicht ganz geheuer, da sie an heidnische Götter glaubt – er selbst ist Christ, wie es ja um diese Zeit im gesamten Römischen Reich Pflicht ist –, aber bald passt er sich ihren Sitten an und gewinnt mit ihnen die besten Freunde seines Lebens.

Ein Aufenthalt in Rom, wo die Truppe die Attraktion der Spiele ist, bekommt ihr aber schlecht, denn ein rachsüchtige Adli-

ger lässt die sie allesamt ermorden – nur Dominicus und ein junges Paar entkommen. Der Mann weiß aber seiner schwangeren Frau nicht anders zu helfen, als Dominicus erneut zum Sklaven zu machen; diesmal geht es nach Konstantinopel. Dominicus' weiterer Weg führt ihn nach Alexandrien und zurück nach Gallien, wo er in die Fänge des grausamsten Kommandanten des gesamten Reiches gerät und Unendliches erdulden muss. Doch am Schluss wendet sich, wie es sein muss, alles zum Guten.

Dominicus ist bewegend, spannend, unterhaltend, auch ein wenig belehrend – dieser historische Roman hat alle Eigenschaften, die ein guter Schmöker braucht, ebenso wie treffend charakterisierte und sympathische Figuren. Darüber hinaus konnte sich die Autorin gut in die damalige Mentalität hineindenken, und zudem ist die Handlung des Roman durchgehend sehr glaubwürdig und realistisch – bis auf den Schluss, als eine sehr extravagante Figur auftaucht und Dominic mit unwahrscheinlichen Kunststückchen und den wildesten Zufällen befreit. Aber das kann man diesem ausgezeichneten Roman, der im üb-

rigen auch gewisse phantastische Elemente aufweist, leicht nachsehen.

Siegfried Obermeier
Im Zeichen der Lilie
Der Roman über Leben und Zeit des dämonischen Ritters Gilles de Rais, Kampfgefährte der Johanna von Orléans
Scherz

*Obermeier, Siegfried: Im Zeichen der Lilie

Siegfried Obermeier [1936–2011]
Im Zeichen der Lilie. Der Roman über Leben und Zeit des dämonischen Ritters Gilles de Rais, Kampfgefährte der Johanna von Orléans
Scherz (HC 542 S./DM xx)
Bern 1994
Genre: Historischer Roman

> Malestroit holte ein anderes Blatt aus seinem großen vieltürigen Schreibschrank und ging damit zum Fenster. Sein Sekretär hatte vor kurzem die Klagen zusammengefaßt, die seit Monaten eintrafen aus Nantes, aus den Ortschaften der engeren und weiteren Umgebung. Und immer ging es darum, daß der Seigneur oder seine Vettern Sillé und Bricqueville, häufig auch seine Diener Henriet und Poitou, bei Eltern, Verwandten und Lehrherren Knaben angeworben hatten für den Kirchenchor, als Pagen oder Schloßdiener, und diese Leute waren stolz, daß die Kinder bei so

einem großen Herrn lernen und arbeiten durften. So weit, so gut. Doch dann, als die wenigsten von ihnen zurückkehrten, keimten Argwohn und Mißtrauen auf. Anfragen in Machecoul, in Tiffauges oder Champtocé – in diesen drei Burgen hielt der Seigneur sich am häufigsten auf – wurden entweder gar nicht beantwortet oder nur mit Ausflüchten. War der Junge nach Machecoul gegangen, so hieß es, er befinde sich nun in Tiffauges; fragte man dort an, so verwies man auf Champtocé, und war er nicht da, so befand er sich auf der Reise von einem Ort zum anderen. Wer sich damit nicht abspeisen ließ, wie Perrine Loessart, die Mutter eines zehnjährigen Jungen, dem wurde trauervoll mitgeteilt, der kleine Page sei bei der Überquerung eines Flusses vom Pferd gestürzt, ertrunken und weggeschwemmt worden. Und das wiederholte sich, wieder und wieder: vom Pferd gestürzt, beim Apfelpflücken verunglückt, von einer Leiter gefallen, ertrunken, vom Pferd getreten, vom Jagdhund gebissen, von durchziehenden Gauklern

> geraubt – immer waren die Knaben tot oder verschwunden. (S. 24f)

Ineinander verschränkt, werden zwei Geschichten zugleich erzählt: Zum einen wird über die Vergangenheit, die Jugend Gilles des Rais' berichtet, der von seinem äußerst brutalen, egoistischen, aber auch ausnehmend geschäftstüchtigen Großvater stark beeinflusst wurde; darauf folgt seine völlige Verzauberung durch Jeanne d'Arc, an deren Seite er Orléans stürmt und sich den höchsten Ehrentitel eines Marschalls von Frankreich erwirbt.

Zum anderen erleben wir die Gegenwart, in der Gilles des Rais' unvorstellbare Grausamkeiten an Hunderten von jungen Knaben begeht und das große Familienvermögen haltlos verschleudert, während ihm insgeheim Jean de Malestroit, der Kanzler des Herzogs der Bretagne, sowie dessen Untersuchungsbeamter René Petit – die eigentlichen Hauptperson des Romans, ein heimlicher Atheist – und die von ihm angestiftete Inquisition schon auf den Fersen sind und Gilles Gefolgsleute zu Spitzeldiensten verpflichten. Denn bloß wegen

des Schlachtens von Kinder aus Bauerstand, Bürgertum und Bettelvolk kann man keine Anklage gegen einen Angehörigen des Hochadels, einen Marschall von Frankreich und einen Kampfgefährten Jeanne d'Arcs durchfechten, da braucht es weitaus Schlimmeres: schwarze Magie und das Beschwören des Teufels.

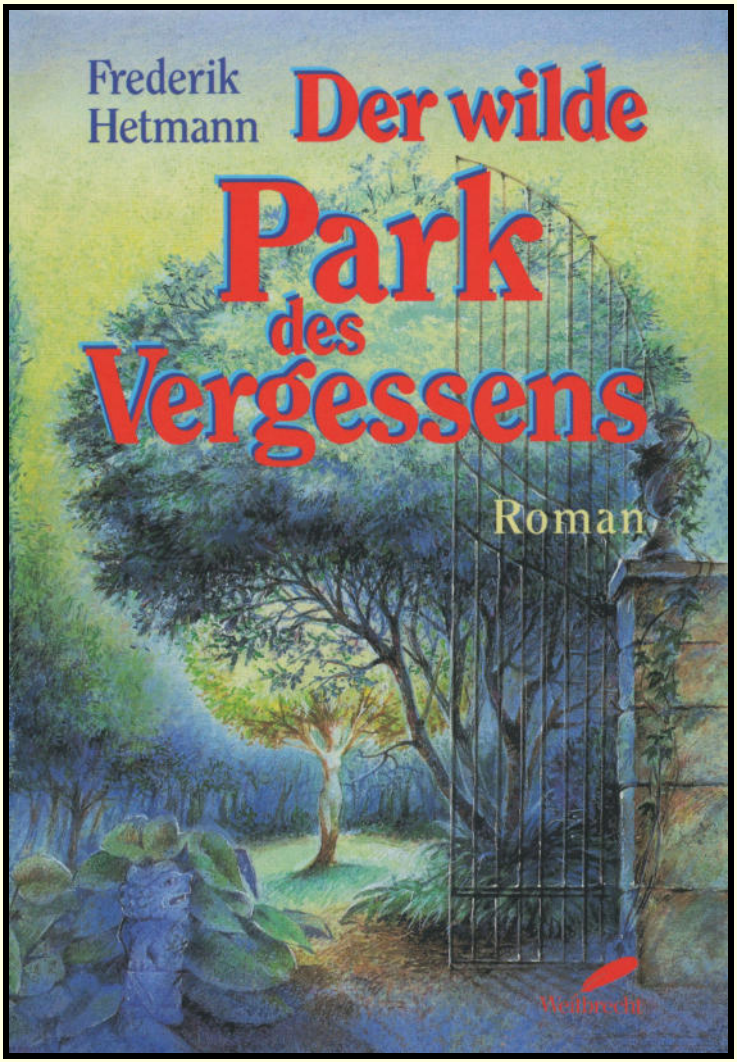
Wie man aus der Inhaltsangabe von *Im Zeichen der Lilie* schon sieht, verbinden sich hier Elemente des historischen Romans mit denen des Kriminalromans, denn die Unternehmungen, de Rais zu bespitzeln und Beweise gegen ihn zu sammeln, immer unter Lebensgefahr für Spione, nehmen einen nicht geringen Teil des Romans ein, der dadurch eine Dramatik und Spannung gewinnt, die ihresgleichen sucht. Darüber hinaus sind alle Personen ausnehmend gut und mit viel Sympathie von Seiten des Autors geschildert – selbst in die durchaus zwiespältig und innerlich zerrissen geschilderte Person des Gilles de Rais kann man sich hineinfühlen, denn auch er hat seine positiven Züge, etwa in seiner Leidenschaft für das Gute bei der Errettung Frankreichs oder sein fast schon heiligenmäßiger Tod

am Galgen. Und wenn auch die Inquisition als reichlich engstirnig geschildert wird, so gibt es doch kaum einen Roman, in dem sie so gut wegkommt, ja, man wartet mit den Personen des Romans Jahr um Jahr auf ihr Einschreiten, um endlich dem Kindermorden ein Ende zu setzen.

Schließlich kommt noch hinzu, dass der Roman wenigstens in der ersten Hälfte unwahrscheinlich realistisch geschrieben ist. Anders als bei landläufigen historischen Romanen, wo der Leser versucht ist, Dichtung und Wahrheit zu trennen, entfaltet sich hier die Handlung mit einer solchen Folgerichtigkeit und Zwanghaftigkeit, dass er – trotz aller Spannung und Dramatik – glaubt, einen reinen Tatsachenbericht vor sich zu haben. Leider lässt dieser Realismus gegen Ende zu nach, vielleicht, weil sich der Autor verpflichtet sah, seinen Personen – ausgenommen Gilles de Rais natürlich – zu ihrem verdienten Happyend zu verhelfen.

Aber dennoch: *Im Zeichen der Lilie* ist so unerhört mitreißend, dass man praktisch gezwungen ist, ihn in einem Rutsch durchzulesen – denn der Roman ist eine selten

gut geglückte Verbindung zwischen Unterhaltung und Anspruch.


Frederik
Hetmann
Der wilde
Park
des
Vergessens
Roman
Weitbrecht

*Hetmann, Frederik: Wilde Park des Vergessens

Frederik Hetmann [Hans-Christian Kirsch, 1934–2006]
Der wilde Park des Vergessens
Weitbrecht (HC 368 S./DM 38,00)
Stuttgart, Wien 1994
Genre: Phantastik

In der Verbotenen Purpernen Stadt stand Prinz Rama, gefesselt an Fußknöcheln und Handgelenken, in einer Nische der inneren Mauer. Ihm gegenüber, das Gesicht ihm zugewandt und ebenfalls gefesselt, war eine Frau, die er voller Respekt „die mongolisehe Prinzessin“ nannte. Es war schön, so nahe bei dieser Frau zu sein und sie unverwandt betrachten zu dürfen, während die Mauer, mit der die Nische verschlossen wurde, immer höher wuchs. Prinz Rama führte seinen Namen schon lange nicht mehr, er hatte ihn beinahe schon selbst vergessen. Man nannte ihn jetzt ‚Yu’ – das bedeutet der Schreiber –, und ein Prinz war er auch nicht mehr. Er

sagte ein paar ermunternde Worte auf Mongolisch zu der Frau, als er sah, daß sie vor Angst zitterte.

„Nicht sprechen!“ fuhren ihn die Wachen an und drohten, mit ihren Pfeilen auf ihn zu schießen. Er wußte, das würden sie nicht tun. Sie hätten ihn treffen und töten können. Das wäre fast so etwas wie eine Erlösung gewesen. Ihm und der Frau war ein viel grausamerer Tod zugedacht.

Die Steine vor ihm reichten ihm unterdessen bis an die Brust, und die Bauleute trugen jetzt Standleitern heran, um auch das fehlende Stück noch zu verschließen. (S. 9f)

Der Roman beginnt in der chinesischen Vergangenheit, wo der indische Prinz Rama und die chinesische Prinzessin Astia wegen einer verbotenen Liebesbeziehung gerade eingemauert werden und sich mit ihrem letzten Atem noch zuhauchen, dass sie sich bei der nächsten Wiedergeburt erneut finden und lieben wollen.

Dann erleben wir einen Zeitsprung nach 1989, wo der Chinese Te-Sho, ein unendli-

cher Bewunderer der alten Schrift- und Baukunst, im Kaiserpalast zu Beijing historische Schriftrollen katalogisiert. Te-Sho und eine amerikanische Besucherin, Dorothy, die sich mit japanischer Literaturgeschichte beschäftigt, fallen in einem wilden Liebestaumel, aus dem sie brutal herausgerissen werden, als Dorothy wieder abreisen muss und Te-Sho ganz gegen seinen Willen in die Demonstrationen am Platz des himmlischen Friedens hineingezogen wird.

Te-Sho wird bei der Niederschlagung des Aufstands am Hinterkopf verwundet, von tibetanischen Mönchen jedoch gerettet und nach Tibet entführt, wo Dorothy schon auf ihn wartet. Die Mönche eröffnen ihn, dass diese Welt sich dem Ende nähert, jedoch eine Rettung in Sicht sei: Mit Hilfe eines Schwarzen Loches, welches durch tiefe Meditation im Innern eines Menschen erscheine, könne man sich auf einen fremden Planeten namens Sutra X versetzen und dort eine neue Zivilisation beginnen.

Te-Sho und Dorothy führen die erste Teleportation durch, aber irgendwie werden sie im Hyperraum getrennt, und Te-Sho findet sich plötzlich wieder in in Beijing wie-

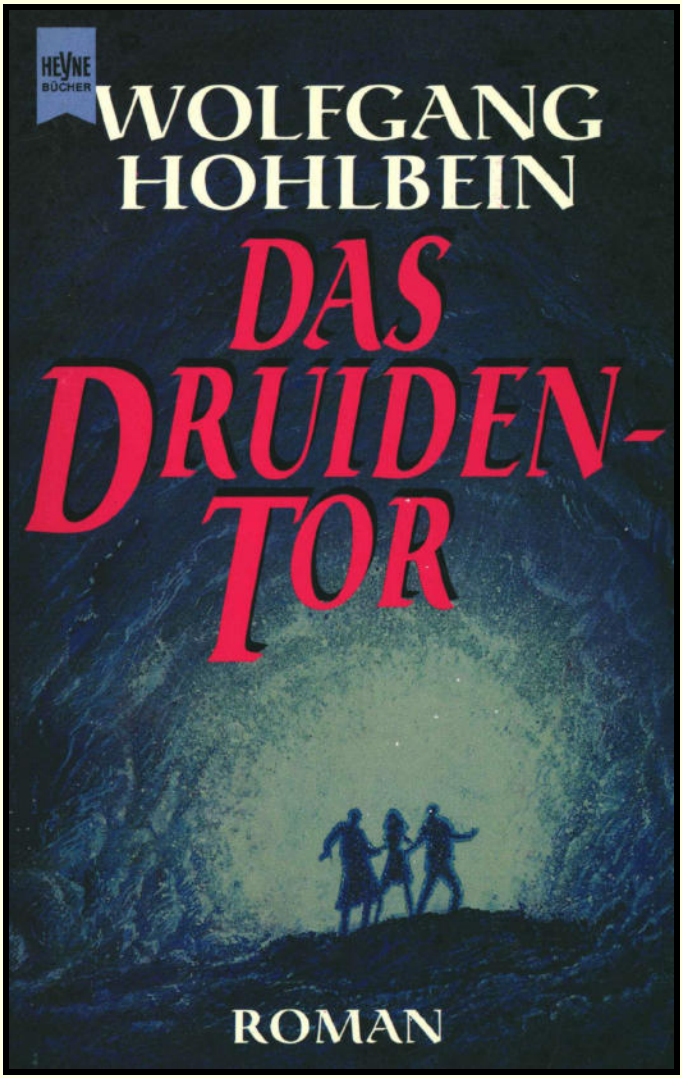
der, wo ihn eine freundliche Frau wegen seiner Kopfverletzung gesundpflegt.

War die ganze tibetische Episode nur ein Traum? Te-Sho handelt jedenfalls so, als wäre sie Realität gewesen, denn er begibt sich wieder in den Kaiserpalast und lernt dort eine seltene Schriftrolle auswendig, die für den chinesischen Buddhismus eine tragende Funktion besitzt. Als man ihn nach Monaten sucht, ist er auf unerklärliche Weise verschwunden. Doch die Geschichte geht noch viel weiter…

Das ist nur ein geringer Teil der Handlung von *Der wilde Park des Vergessens,* denn Frederik Hetmann schildert in Einschüben auch noch die Jugend Dorothys und ihre verschiedenen verbotenen Liebschaften. Des Weiteren spielen eingestreute alte japanische und chinesische Erzählungen eine große Rolle, die, so seltsam es auch anmutet, einen Einfluss auf die Handlung zu haben scheinen.

Mit *Der wilde Park des Vergessens* hat Frederik Hetmann einen großen phantastischen Roman geschaffen, spielerisch und phantasiereich, aber auch mit einem tieferen Hintergrund, denn der Autor, ein gro-

ßer Bewunderer des Buddhismus, ist mit Geist und Seele bei der Sache und hat viele Weisheiten dieser Lehre und viele eigene Anliegen mit einfließen lassen. Ein weiterer Vorzug des Werkes ist sein schöner, gepflegter Stil, der das Lesen zu einem großen Vergnügen macht.


HEYNE BÜCHER
WOLFGANG HOHLBEIN
DAS DRUIDEN-TOR
ROMAN

*Hohlbein, Wolfgang: Druidentor

Wolfgang Hohlbein [1953–]
Das Druidentor
Heyne 01/09 536 (TB 544 S./DM 14,90)
München 1995
Genre: Phantastik

Vor ihnen lag ein braunes, verschrumpeltes Etwas, dessen rissige Haut sich wie Fetzen trockener Tapete vom Schädel abzuschälen begonnen hatte, der überdies eingedrückt und offensichtlich gewaltsam zertrümmert worden war. Der rechte Arm, der in den fadenscheinigen Resten einer Anzugjacke steckte, war gebrochen. Der linke Arm und der Rest des Körpers waren vom Gürtel an abwärts noch unter den Trümmern der Sitzbank begraben, aber Rogler zweifelte nicht daran, daß sie keinen wesentlich anderen Anblick boten.

Während Rogler noch mit seinem revoltierenden Magen kämpfte, beugte sich Franke vor und griff in die Jackentasche des Toten. Der Anzugstoff zerfiel

unter seinen Fingern zu schmierigem Staub, aber als er sich aufrichtete, hielt er etwas Zerfleddertes in der Hand, das Rogler erst beim zweiten Hinsehen als Brieftasche identifizierte; genauer gesagt, etwas, das einmal eine Brieftasche gewesen war.

Franke klappte sie vorsichtig auf. Das Leder zerbröselte unter seinen Fingern, zusammen mit dem größten Teil dessen, was diese Brieftasche einmal enthalten hatte. Alles, was übrig blieb, waren drei schmale, unterschiedlich große Plastikkärtchen. Es waren eine Scheckkarte, ein in Plastik eingeschweißter Presseausweis und ein deutscher Bundespersonalausweis. Die eingeprägte Schrift war noch deutlich zu erkennen, aber das Foto war bis zur Unkenntlichkeit verblaßt und zeigte nur noch einen schwarzen Fleck. Gerade dadurch erhielt es wieder eine grausige Ähnlichkeit mit dem Gesicht seines Besitzers. Roglers Magen hörte auf zu revoltieren. Er hüpfte jetzt wie ein Gummiball in seinem Leib auf und ab und versuchte in seine Kehle zu gelangen. (S. 23f)

In einen neuen Alpentunnel, an dem immer noch gearbeitet wird, fährt probehalber in ICE 2000 ein, kommt aber nicht mehr zum Vorschein. Als Suchmannschaften den verschollenen Zug endlich entdecken, finden sie die nagelneue Maschine in einem seltsamen Zustand vor: die Farbe abgeblättert, der Stahl korrodiert, die Fenster zersprungen, und auf allem eine Staubschicht, die Generationen alt sein könnte. Und erst der Zustand der Insassen… Kleidung wie Geldbörsen zerbröseln, nur ein Plastikausweis hat sich noch erhalten.

Und das ist erst der Anfang, denn es ereignen sich seltsame Zeitphänomene im Tunnel, eigenartige Unglücksfälle in der Nähe sowie ungewöhnliche meteorologische Vorkommnisse. Auf irgendetwas Geheimnisvolles ist der Bohrer im Tunnel gestoßen, womöglich gar auf ein winziges Schwarzes Loch, das im Berg hauste und nun nicht nur Gestein und Luft, sondern die ganze Erde verschlingen wird? Wird es da helfen, wenn irrwitzige Wissenschaftler im Berg eine Wasserstoffbombe zur Zündung vorbereiten? Am Schluss treten dann die letzten Schamanen und Druiden dieser

Welt auf und leiten die Geburt eines neuen Zeitalters auf einer völlig veränderten Erde ein – möglicherweise ein Übergang in eine Parallelwelt.

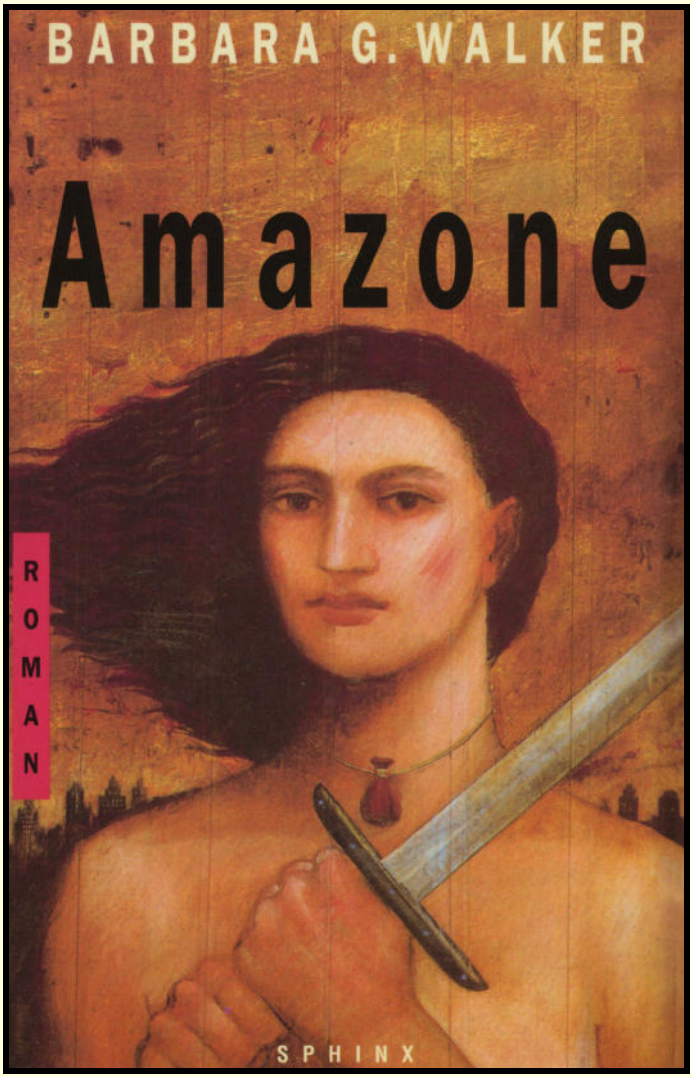
Das Druidentor folgt dem Schema vieler Hohlbein-Romane: ein mitreißender Anfang; ein lesbarer, aber doch in die Länge gezogener Mittelteil; und ein schwacher Schluss. Das besondere Geheimnis Hohlbeins ist aber sein Stil, der auf den ersten Blick völlig unauffällig ist, den nachzuahmen aber eine ziemliche Kunst wäre.

Bei vielen Unterhaltungsautoren geht das Denken schneller als das Schreiben: Während sie an einem Satz arbeiten, überlegen sie schon am nächsten. Das führt in sehr vielen Fällen dazu, dass der erste Satz beim Leser einen bestimmten Gedankengang einleitet, dessen Fortsetzung er sich im nächsten Satz erwarten würde. Der zweite Satz aber beginnt mit einer völlig neuen Vorstellung, was dem Leser aber erst in der Mitte des Satzes bewusst wird, so dass er die ersten Wörter falsch interpretiert hat und er sie nachträglich umminterpretieren muß. Diese Vorgänge geschehen natürlich unbewusst, aber es bleibt

doch eine gewisse, oft nicht genau definierbare Irritation zurück, die das Vergnügen am Lesen schmälert.

Nicht so bei *Das Druidentor:* Wolfgang Hohlbein schreibt hier einen sozusagen stromlinienförmigen Stil; seine Sätze leiten so flüssig ineinander über, dass man es sich natürlicher nicht vorstellen könnte. Das erleichtert die Lektüre ganz ungemein, und der Leser entspannt sich hervorragend und versinkt in der Lektüre. Wahrscheinlich macht sich Hohlbein seinen besonderen Schreibstil nicht bewusst, sondern erzählt aus einem inneren Gefühl der Selbstverständlichkeit heraus; er ist eben ein geborener, intuitiver Erzähler. Wenn er nur ein bisschen mehr Disziplin beim Aufbau der Handlung und beim Gebrauch der Stilmittel hätte.

Wie man an dem obigen Zitat sieht, beginnt *Das Druidentor* ausgesprochen gruselig, erzählt in einem stimmungsvollen Stil, der allerdings, wie man im letzten Satz sieht, bisweilen arg ins Melodramatische abrutscht.


BARBARA G. WALKER
Amazone
ROMAN
SPHINX

*Walker, Barbara G.: Amazone

Barbara G. Walker [1930–]
Amazone
***(Amazon*, 1992)**
Sphinx (HC 234 S./DM 36,00)
Basel 1993
Aus dem Amerikanischen von Pociao
Genre: Historischer Roman

Die von der Göttin meines Mutterclans erlassenen Gesetze verboten einer Kriegerin, sich einen Mann zu suchen und Kinder zu gebären, bevor sie den ersten Gegner in der Schlacht getötet hatte. Die meisten unserer Frauen vollbrachten das, noch ehe sie zwanzig waren. Ich dagegen tötete meinen ersten Griechen erst mit vierundzwanzig.

Damals hatte ich bereits an vielen Schlachten teilgenommen. Ich hatte meinen Feinden Wunden beigebracht und selbst einige erhalten. Doch erst in der Schlacht des hohen Grases, im Winter meines fünfundzwanzigsten Jahres, schenkte die Göttin mir mein Opfer. (S. 5)

Wir erleben aus der Sicht der Amazone Antiope, wie ein brutaler Überfall griechischer Truppen oder Banditen – da ist nicht viel Unterschied – von einem Amazonenheer, aus Frauen und Männern gemeinsam bestehend, zurückgeschlagen wird. Dann muss Antiope einen Initiationsritus absolvieren, bei dem sie sich für viele Tage in eine völlig finstere, unterirdische Höhle, den Schoß der Muttergöttin, zurückziehen muss, die hinter ihr verschlossen wird. Dass sie eine Vision haben wird, ist zu erwarten, aber die ihre ist außergewöhnlich.

Sie findet sich auf einem Feld wieder, in völliger Nacht, in verpesteter Luft, und seltsame, leuchtende und lärmende Dinge bewegen sich mit großer Geschwindigkeit in ihrer Nähe. Dem Leser wird schnell klar, dass es sich hier um Autos handeln muss, und Antiope ist offenbar in die Gegenwart versetzt worden. Sie wehrt einen Überfall sexhungriger junger Männer ab, die die nackte Amazone gemeinsam vergewaltigen wollen, wird angeschossen und von einer älteren Frau namens Diana gerettet und aufgenommen.

Langsam lernt Antiope die moderne Sprache und beginnt Sitten und Gebräuche der Gegenwart zu verstehen. So sehr sie deren Errungenschaften bewundert, so sehr muss sie die patriarchalische Gesellschaft verdammen, in der viele Frauen völlig von ihren Männern bestimmt werden, wo Gewalt gegen Frauen an der Tagesordnung ist und wo religiöser Fundamentalismus zu einer unerträglichen Intoleranz führt.

Amazone kleidet das Erzählgerüst in eine faszinierende Handlung ein und schmückt es mit Personen, deren Leben der Leser mit größtem Interesse verfolgt. Von einigen unnötig breit ausgemalten modernen Mutterkult-Szenen abgesehen, darf man diesen Roman zu den Höhepunkten der Phantastischen und der Feministischen Literatur zugleich rechnen.

Sein Anliegen, nämlich die Emanzipation der Frau bringt *Amazone* sehr beeindruckend vor, aber seine Wirkung kann dieser Roman nur deshalb entfalten, weil er ausgezeichnet geschrieben ist; auch seines Missionsbereichs beraubt, wäre er immer noch ein eminent lesenswerter Roman.

Pat O'Shea
Die Meute der Mórrígan
Ein großes Abenteuer in den grünen Welten Irlands
Roman
Fischer

*O'Shea, Pat: Meute der Mórrígan

Pat O'Shea [Patricia Mary Shiels O'Shea, 1931–2007]
Die Meute der Mórrígan
***(The Hounds of the Mórrígan*, 1985)**
Fischer 13 440 (TB 544 S./DM 16,90)
Frankfurt am Main 1997
Aus dem Englischen von Bettine Braun
Genre: Phantastik

Sie stiegen auf, hoch in die Lüfte und durchflogen die Himmel. Von Westen und von jenseits des Westens her, mit dem Wind und gegen den Wind, an zahllosen Monden und Sonnen vorbei. Die eine lachte und trug für Augenblicke einen Schleier aus Regenwolken im Haar; dann trat sie boshaft nach einer Wolke, daß von deren Regen ein Boot vollschlug.

Zuweilen tauchten sie in die Lichtspur des Mondes auf dem dunklen Meer und verschlangen mit offenen Mündern ihr Silber. Zuweilen stürzten sie sich in die gleißende Sonnenbahn auf dem grünblauen Meer und tranken ihr Gold.

Immer waren sie unsichtbar. Nur einmal nicht, als sie auf einen Riesenhai hinabstießen und ihn mit albernen Grimassen erschreckten. Dann zeigten sie ihm ihr wahres Gesicht, und er tauchte tief tief hinab auf den Grund seiner Welt und zitterte noch stundenlang.

Immer waren sie stumm; nur dann nicht, wenn sie mit den Fingernägeln auf ihre Zähne klopften und Blitze zucken ließen, oder wenn sie wild lachten, daß es donnerte.

Sie hatten so lange geschwiegen, während Mensch auf Mensch folgte als kleiner Hauch des Lebens.

Sie lachten, als sie über Connemara flogen, wo der stürmische, gierige Atlantik große blaue Stücke aus dem grünen Land beißt, und dieses Lachen allein vernichtete ein Feld von gelbsprießendem Hafer und ließ es aschfahl werden. (S. 7)

Rising up into the air, they took to the sky and flew. From west and beyond west, into the wind and through it, they

came past countless moons and suns. One laughed and briefly wore a scarf of raindrops in her hair, and then with wicked feet she kicked a cloud and caused rain to swamp a boat.

At times, they dived into the track of the moon in the dark sea-water and opened their mouths to swallow the silver. At times, they plunged into the path of the sun in the green-blue ocean and opened their mouths and drank the gold.

All the time invisible; except once, when they swooped down on a basking shark and frightened it silly by making faces at it. Then they showed it their real faces and it dived down, down, to the bottom of its world and stayed quivering for hours.

All the time silent; except when they tapped their teeth with their fingernails and sent lightning; or when they laughed with elation and caused thunder.

They had been silent for so long.

Silent, while man followed man as tiny blushes of life.

> They laughed when they flew in over Connemara, where the wild, greedy Atlantic takes long, blue bites out of the green land, and that laugh alone destroyed a field of yellowing oats, turning it ash-grey.

In einem kleinen Ort in Irland öffnet ein neues Antiquariat, wo der kleine Pidge unter Lumpen ein Buch findet, das auf ihn eine ganz besondere Faszination ausübt. Er bekommt es von einem seltsamen Angestellten des Inhabers – welcher später abstreitet, einen Angestellten zu haben – geschenkt. Zu Hause fällt ein Blatt aus dem Buch, eigentlich zwei, die aneinander haften. Pidge trennt sie: Das eine enthält einen lateinischen Bannspruch, von der Hand des Heiligen Patrick persönlich, das andere besteht aus einem seltsamen Reigen von Farben, die sich zu bewegen scheinen und bei genauem Betrachten eine Schlange enthüllen, die scheinbar aus dem Blatt zu entkommen versucht.

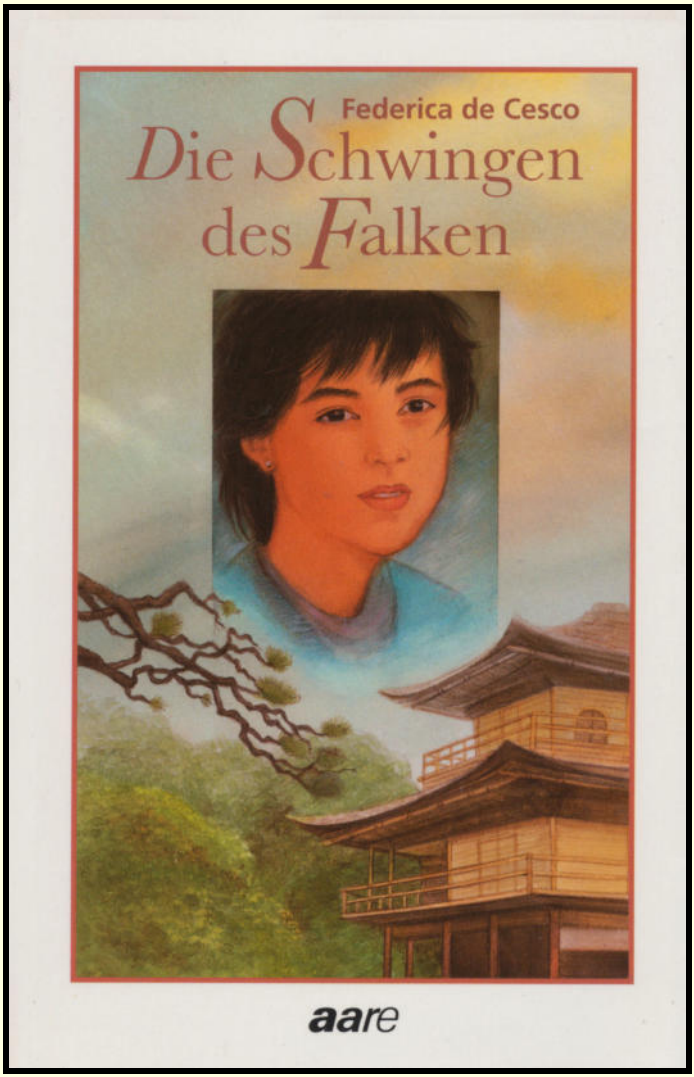
Gleichzeitig mieten sich drei äußerst seltsame Frauen ein Glashaus in diesem Ort, und diese Drei sind keine Anderen als

die keltischen Göttinen Bobdh, Macha und Mór Ríagan, auch Mórrígan geschrieben, zusammen die Verkörperung des Todes- und Kriegsgöttin, die sich die uralte Schlange Olc-Glas einverleiben wollen, um ihre frühere Macht wiederzuerlangen. Aber es gibt auch Mächte, die Pidge und seiner kleinen Schwester Brigit helfen, ihre Mission zu erfüllen und Olc-Glas endgültig zu vernichten: die Göttin Brigit und Angus Og, Maeve und Ailill, und über allen der gute Gott Dagda.

Die englische Originalausgabe der *Meute der Mórrígan* war nicht nur international ein großer Erfolg, sondern konnte auch bei der Kritik großes Lob ernten, und das völlig zu Recht. Es ist ein wunderbarer Fantasy-Roman einer ausgezeichneten Erzählerin, die auch kleine Belanglosigkeiten des alltäglichen Lebens interessant zu schildern weiß. Düstere Ahnungen und geheimnisvolle Ängste, aber auch die Gewissheit freundlicher Hilfe und eines gütigen Schicksals wechseln sich mit Humor und kindlicher Freude ab, alles in einer Form geschrieben, die sowohl Kinder wie auch Erwachsene beglückt.

Ein Wermutstropfen ist vielleicht doch vorhanden: Während der Einbruch des Übernatürlichen, Dämonischen und Göttlichen in die Alltagswelt der beiden Kinder eine ungeheure Faszination ausstrahlt, lässt die Dichte der Atmosphäre bedauerlicherweise ab der Mitte des Buches nach, als nämlich die Kinder in die keltische Anderswelt, Tír-na-nÓg, überwechseln, wo infolge der Allgegenwart des Wunderbaren der Eindruck einer gewissen Beliebigkeit der Handlung entsteht. Erst mit dem Schluss, der wieder in die reale Welt zurückführt, kommt wieder die Stimmung und Spannung der ersten Hälfte auf. Ein bisschen weniger wäre hier doch mehr gewesen.

Trotzdem ist *Die Meute der Mórrígan* einer der schönsten Fantasy-Romane, und man kann ihn allen Freunden dieser Literaturgattung uneingeschränkt empfehlen.


Federica de Cesco
Die Schwingen des Falken
aare

*de Cesco, Federica: Schwingen des Falken

Federica de Cesco [1938–]
***Falke 1: Die Schwingen des Falken* (1991)**
aare (HC 332 S./sfr 28,00)
Aarau 1993, 2. Auflage
Genre: Drama

Während ich mich nach einem freien Platz umsah, fiel mein Blick auf ein Mädchen, das zufällig im selben Moment wie ich in den Hörsaal trat. Ich sah sie zum ersten Mal. Sie war fast einen Kopf größer als ich und fest gebaut. Ihr kurzes, kastanienbraunes Haar kam mir ungepflegt vor. Sie sah fremdländisch aus. Trotzdem hatte ihr Gesicht etwas Japanisches, doch ich hätte nicht sagen können, woran es lag – vielleicht der volle Mund oder daß die Augen leicht schräg standen. Ihre Jeans waren nicht weiß, sondern blau und verwaschen. Dazu trug sie ein fast knielanges, unförmiges T-Shirt. Auch hatte sie nicht den üblichen Rucksack bei sich, sondern eine schäbige braune Ledermappe, die

sie mit beiden Armen an sich drückte, als müßte sie sich daran festklammern. Ihr rascher Atem hob und senkte ihre Brust. Als unsere Augen sich trafen, zuckten ihre Lippen. Sie schien gegen die eigene Verlegenheit zu kämpfen. Ihre mühsam herausgepreßte Frage jedoch klang für japanische Begriffe höchst unwirsch:

„Hält Professor Mori seine Vorlesung hier?“

Selbst während des Sprechens mahlte sie einen Kaugummi. Ich erwiderte verstört ihren Blick. In ihrem Gesicht lag, hinter der provozierenden Art, die Augen und den Mund zu bewegen, etwas Zaghaftes, ja Ängstliches. Sogar ihre Unhöflichkeit hatte etwas seltsam Entwaffnendes an sich. Abgesehen von ihrer abgehackten Sprechweise war ihr Japanisch völlig korrekt.

Alles an ihr wirkte derart widersprüchlich, daß ich lächeln mußte.

„Die Vorlesung findet hier statt“, antwortete ich und setzte mich. (S. 9f)

Die junge Japanerin Jun Hatta hat gerade in Tokio ihr Studium der Physik aufgenommen, als sie dort Nina Kobayashi kennenlernt. Nina ist in Deutschland aufgewachsen, denn ihr Vater hatte dort lange Jahr gearbeitet und eine Deutsche geheiratet.

Nun ist Ninas Familie nach Japan umgesiedelt. Während sich ihre Mutter relativ schnell den japanischen Sitten anpasst, betont Nina, in deren Aussehen auch mehr die Mutter als der Vater durchschlägt, eher aus Trotz noch ihr europäisches Benehmen und gibt sich noch unhöflicher, als sie in Wirklichkeit ist. So ist Jun die einzige Freundin, die sie gewinnen kann.

Jun ist vielleicht auch deshalb eher bereit, auf eine Fremde einzugehen, weil sie sich selbst ein wenig fremd fühlt. Ihr Urgroßvater, aus einer uralten Samurai-Familie stammend, ist im letzten Jahrhundert nach Kanada ausgewandert, und erst ihr Vater ist nach dem Zweiten Weltkrieg wieder nach Japan zurückgegangen und hat hier eine Frau aus niederem Stand geheiratet, für die seine Samurai-Abstammung den Makel des Auswanderers gerade wieder aufheben konnte. Aber es gibt noch ein

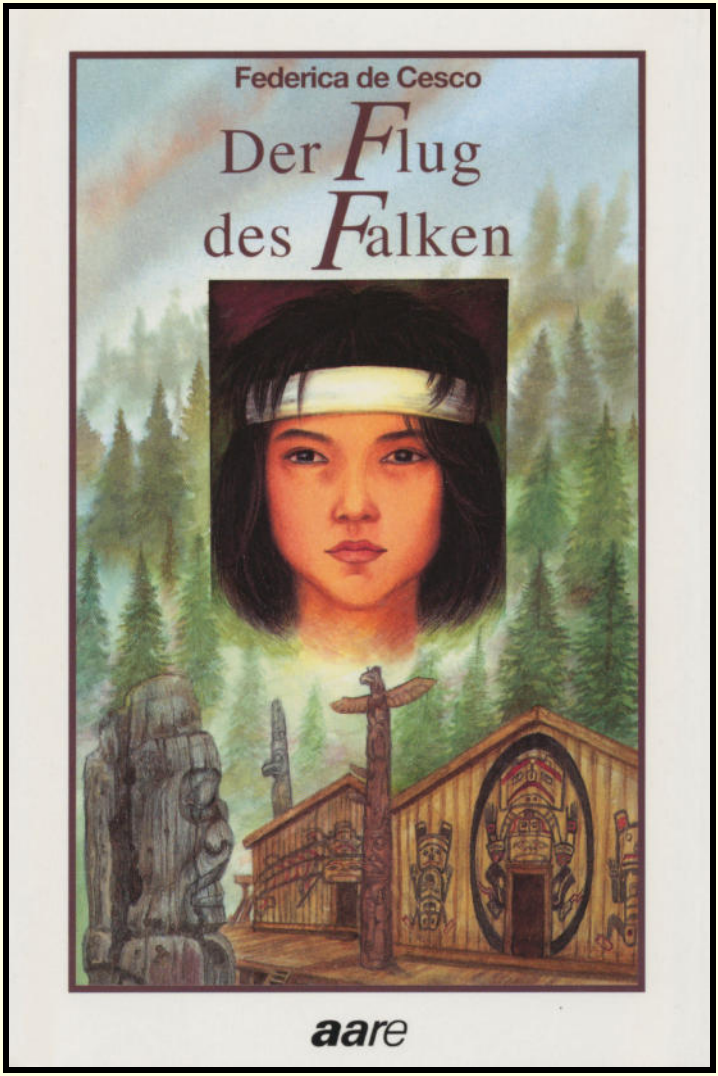
schlimmes, düsteres Geheimnis in der kanadischen Familiengeschichte, über das zwar Vater und Mutter Bescheid wissen, das sie aber Jun unter keinen Umständen verraten wollen.

Die Schwingen des Falken ist ein wunderbarer Roman, den man nicht genug rühmen kann. Der Autorin, die jetzt in der Schweiz lebt und auf Deutsch schreibt, gelang bereits mit fünfzehn Jahren ein Bestseller, der immer noch lieferbar ist, und sie hat seither viele Auszeichnungen für ihr literarisches Schaffen erhalten. Das überrascht nicht, denn sie ist eine geborene Erzählerin, wie man sie nur selten findet. Die einfachsten Dinge des täglichen Lebens, die gewöhnlichsten zwischenmenschlichen Kontakte kann sie in einem ganz einfachen, schnörkellosen Stil so faszinierend schildern, dass der Leser, ob Jugendlicher oder Erwachsener, wie gebannt ist. Das ist wirklich eine große Kunst, und wie sie funktioniert, kann man nicht erklären und nicht lernen, sonst würden sie wohl alle Schriftsteller nachahmen.

Dazu kommt noch das große Engagement der Autorin für die Verständigung

zwischen den Menschen, auch und vor allem zwischen denen verschiedener Völker. Federica de Cesco hat viele Reisen in Europa und Übersee unternommen, lebte längere Zeit bei den Tuareg und ist mit einem Japaner verheiratet – sie kann also bei dieser Erzählung sehr viel aus ihrer eigenen Erfahrung schöpfen, aber dennoch bleibt die tiefe Intuition, mit der sie japanische Kultur schildert, einfach bewundernswert.

Ein für unsere Begriffe phantastisches Element ist übrigens auch vorhanden: Jun besitzt übersinnliche Fähigkeiten und kann etwa ein Erdbeben vorherahnen – der japanischen Naturreligion entsprechend werden diese Begabungen allerdings nicht als etwas ‚Übernatürliches' angesehen.


Federica de Cesco
Der Flug des Falken
aare

*de Cesco, Federica: Flug des Falken

Federica de Cesco [1938–]
***Falke 2: Der Flug des Falken* (1992)**
aare (HC 314 S./sfr 29,80)
Aarau 1993
Genre: Drama

„Dein Vater hat inzwischen nach Vancouver angerufen. Robin berichtete ihm, Mayumi habe ihn wiederholt gebeten, uns nicht zu schreiben, wie schlecht es ihr eigentlich ging. Sie wollte nicht, daß dein Vater sich Sorgen machte. Sie hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, wieder gesund zu werden. Robin kommt nächste Woche nach Tokio und bringt Mayumis Asche mit. Sie wird in unserem Familiengrab beigesetzt werden."

Ich nickte mit zugeschnürter Kehle. Ja, ich wußte Bescheid.

„Was das andere betrifft…" Ich sah ihre Lippen leicht zittern. „Nun, Norio und ich waren der Meinung, daß es besser sei, dir die Sache zu verschweigen."

„Aber warum nur?“ fiel ich ihr unhöflich ins Wort. Sie straffte die Schultern. Und wieder erlebte ich, wie diese kleine, zierliche Frau plötzlich groß und gebieterisch erscheinen konnte.

„Ich habe es dir schon mehrmals gesagt, aber wie immer hast du nicht zugehört. Die Angelegenheit hat Norio viel Kummer bereitet. Sein Vater … hatte in der Familie einen schlechten Ruf. Chiyo schämt sich seinetwegen noch heute. Du hast ja von diesen Dingen keine Ahnung. Sei froh, daß du nicht damals leben mußtest!“

Das war ich wahrhaftig. Aber sie sollte mich nicht für beschränkt halten. „Mein Großvater“, sagte ich stolz, „bildete sich sein eigenes Urteil und tat, was er für richtig hielt.“

Sie nickte eisig: „Und brachte Unglück und Verruf über die Familie.“

„Das ist nicht wahr!“ schrie ich. „Er liebte eine Indianerin. Warum durfte er das nicht? Diese Leute …, die Indianer, sie hatten ihm das Leben gerettet. Sie wußten, was er durchgemacht hatte.

Sie erlebten ja ähnliches, noch dazu im eigenen Land!“

„Noburo hat sein Unglück selbst verschuldet“, sagte sie hochfahrend. „Er war seinem Volk und seiner Heimat untreu.“

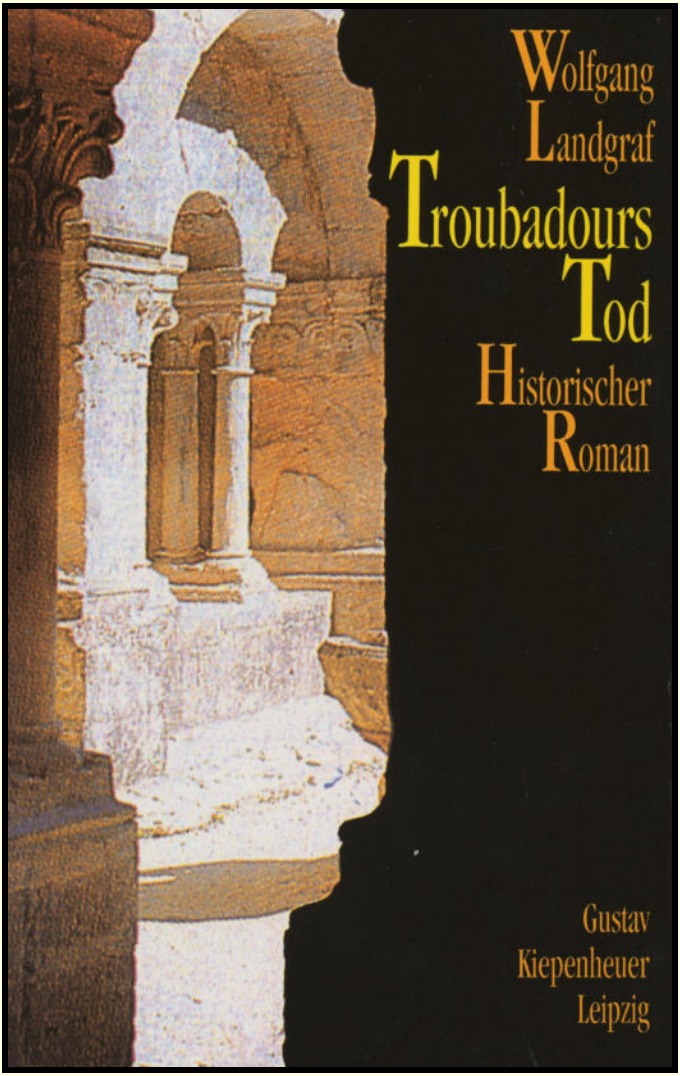
Ich spürte, wie mir die Tränen hochstiegen. „Wer liebt, kann auf beides verzichten!“ (S. 11f)

Als eine von Juns Tanten in Kanada im Sterben liegt, fasst sie sich ein Herz und verrät in einem Brief der Nichte das Geheimnis. Jun spart Geld und fliegt nach Kanada.

Dort begibt sich nun auf die Suche nach dem Familienschwert der Hattas, das von einem mittelalterlichen Meisterschmied stammt. Man erzählt sich, dass er einen Schüler hatte, der noch schärfere Schwerter als sein Meister zu schmieden wusste: Hielt er eines seiner Werke in strömendes Wasser, so zerteilte es dahertreibende Blätter. Hielt man aber ein Schwert des Meisters in Wasser, so wichen ihm die Blätter aus. Diese kleine Geschichte fasst die ganze Aussage des Romans wundervoll zusammen: Harmonie statt Konfrontation.

Der Flug des Falken ist ebenso faszinierend wie der erste Teil der Geschichte. Hier ist besonders die die Schilderung des Schicksals der kanadischen Japaner im Zweiten Weltkrieg erschütternd.

Die Schwingen des Falken und *Der Flug des Falken* bilden keine Serie, sondern stellen vielmehr einen einzigen Roman dar, der vermutlich aus verkaufstechnischen Gründen zweigeteilt wurde.


Wolfgang
Landgraf
Troubadours
Tod
Historischer
Roman
Gustav
Kiepenheuer
Leipzig

*Landgraf, Wolfgang: Troubadours Tod

Wolfgang Landgraf [1948–]
Troubadours Tod
Gustav Kiepenheuer (HC 310 S./DM 39,80)
Leipzig 1994
Genre: Historischer Roman

Wenn er abends in das kleine, an den Berg gepreßte Dorf zurückkehrte, wo die Häuser so eng standen, daß sie fast eine Mauer bildeten, tat er stumm seine Arbeit und war eifrig darauf bedacht, den Vater, der in der dumpfen, dunklen Stube hockte und webte, nicht zu verärgern oder gar zu reizen. Denn der Vater war oft mürrisch und unzufrieden, und er brauste schnell auf und schlug hart zu. Der Bluthusten fresse an seinem Leib, und die üble Welt, so knurrte er manchmal entschuldigend, nage an seiner Seele. So strich Guiraud lieber zwischen den Hütten umher, tauschte mit Gleichaltrigen Erfahrungen aus, sprach mit ihnen von Schafen und Weiden, denn das war in dieser abgeschie-

denen Gebirgswelt das Wichtigste; manchmal kniete er auch in der kleinen Dorfkirche vor der Statue des heiligen Antonius, den sich die Hirten zum Schutzpatron erwählt hatten, und er bat den Heiligen, daß er die Wölfe fernhalten möge von der Herde und die Herde von den Haferfeldern der Bauern.

Guiraud mußte seine Arbeit tun wie die anderen Mitglieder der Familie auch – ein Bruder half bei der Bestellung des kärglichen Anwesens, während der andere als Wanderhirte die Herden über Land trieb; die Mutter werkelte im Haus, und der Vater saß Tag für Tag gebeugt und mit brennenden Augen über seinem Webrahmen, verflocht den Faden, den die uralte, blinde Großmutter, die in einer finstren Ecke der Stube hockte, unaufhörlich spann. Endlos glitt das Garn durch ihre dürren Finger, unbeachtet strich die Zeit an ihr vorüber, und sie hörte nur auf zu spinnen, wenn der Vater ihr die Hand auf die Schulter legte. Da warf sie den Spinnwirtel weg, reckte sich, ihre blinden Augen wanderten rastlos hin und her, und dann

kreischte sie, daß man die Katzen wegbringen solle. (S. 9)

Anhand des Lebenslaufs des Minnesängers Folques de Marseille und anderer Personen erzählt der Roman die Geschichte der Languedoc, Okzitaniens, im dreizehnten Jahrhundert, als die katholische Christenheit zum Kreuzzeug gegen die Katharer auszog.

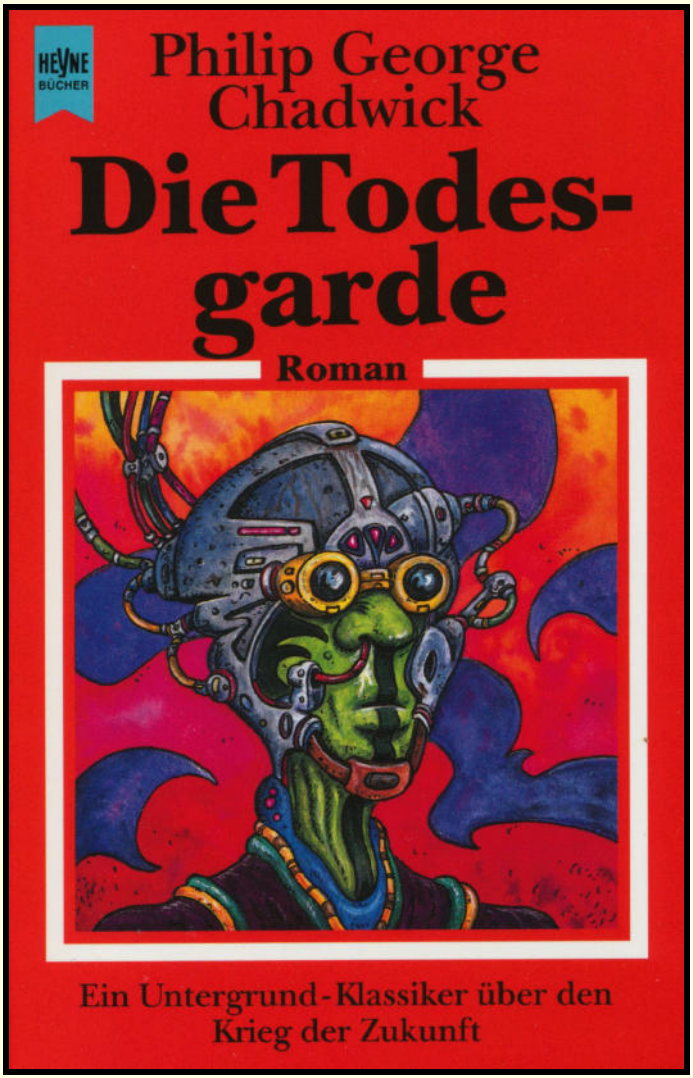
Folques, muss im Lauf seines Lebens erkennen, dass die geistige Minne ein Trugbild ist und dass man sich an das handfeste Hier und Jetzt halten muss, aber nach einer Genesung vom Aussatz, an dem auch seine Geliebte, jetzt Klosterschwester, leidet, wendet er sich der Religion zu und wird schließlich, wegen seiner asketischen Haltung, sogar Reformbischof. Aber was hilft guter Wille, wenn es an gesundem Menschenverstand gebricht? So wird Folques im Kreuzzug quasi mitgeschleift, er kann die Gräuel weder verhindern noch mildern und stirbt schließlich im Alter in völliger Resignation, in Gedanken immer noch seiner Jugendliebe nachhängend.

Landgraf mag seine Figuren seines Romans *Troubadours Tod* nicht sonderlich: Sei-

en es nun Bischöfe, die das Armutsgebot verleugnen und ein prunkvolles, unmäßiges Leben führen; seien es eifernde Mönche, die jenes Gebot der Armut verfechten und dabei nicht weniger Hochmut an den Tag legen als ihre Gegner; sei es der Adel, der anmaßend, selbstsüchtig und beschränkt das Land regiert. Auch die Frauen, von allen Seiten unterdrückt und geringgeschätzt, werden angesichts ihrer Kurzsichtigkeit und ihrer Weltflucht keineswegs idealisiert, ebensowenig wie die eigentlichen Opfer der Erzählung, die Katharer, die einem sinnlosen Jenseitswahn verfallen sind. Zu Allen, selbst seinem Helden Folques, hält der Autor eine kritische Distanz. Und doch – irgendwo schlummert ein Quäntchen Sympathie selbst für den ärgsten Schlächter, ist er doch auch ein Mensch.

Troubadours Tod ist kein einfacher historischer Unterhaltungsroman, sondern ein Werk mit einem sehr ernsthaften Anliegen und zugleich ein psychologischer Roman. Der Autor stammt aus Sachen, arbeitete als Koch, Seemann und in vielen anderen Berufen, studierte in Leipzig Literatur und lebte von 1985 bis 1986 in Südfrankreich. Ange-

sichts seiner Herkunft und seiner Lebensumstände könnte man der Versuchung unterliegen, in jenen Mächtigen Okzitaniens die früheren DDR-Machthaber zu sehen, aber genausogut könnte man das Versagen der Reformbemühungen in *Troubadours Tod* auch als Rechtfertigung des Marxismus auslegen, ohne dessen Theorie keine Weiterentwicklung möglich sei. Nein, dieser Roman ist keine einfache Parabel, weder in der einen Richtung noch in der anderen, sondern ein komplexes Werk, das uns den Menschen in seinen ganzen Verirrungen zeigt und dessen Sehnsucht nach Humanität von Resignation und Skeptik geprägt ist.


HEYNE BÜCHER
Philip George Chadwick
Die Todes-garde
Roman
Ein Untergrund-Klassiker über den Krieg der Zukunft

*Chadwick, Philip G.: Todesgarde

Philip George Chadwick [1893–1955]
Die Todesgarde
***(The Death Guard*, 1939)**
Heyne 06/5140 (TB 606 S./DM 16,90)
München 1994
Aus dem Englischen von Norbert Stöbe
Genre: Science Fiction

„Angenommen, wir könnten, anstatt uns selbst in Kampftiere zu verwandeln, Wesen züchten oder Wesen erschaffen, die sich stets so verhalten würden wie ich in jener Nacht. Ausgehend von einer völlig anderen Zelle vielleicht, aus der sich das natürliche Geschöpf heranbildet; eine künstliche Zelle. Eine Art Tier mit nichts als Kampfinstinkten ausgestattet, etwas, das abseits des Schlachtfelds nutzlos wäre, das wir erst dann herstellen würden, wenn es für die Schlacht gebraucht wird."

„Sie blicken in die ferne Zukunft", unterstellte mein Großvater so leise, daß es gerade eben zu hören war, doch

Goble redete weiter, ohne ihm Beachtung zu schenken.

„Es wäre eine lebende Kampfmaschine, ein Wesen vollkommen ohne Furcht oder Gefühl oder ererbte Schwächen; ein Wesen, das keinen Schmerz empfinden könnte, das man zusammenschießen oder in Stücke schneiden könnte, ehe es stürbe. Dem Tod geweihtes Leben, einzig und allein dem Tod.

In den Schützengräben habe ich mir immer solche Wesen vorgestellt und versucht, die Möglichkeiten des Wissens vom Leben, über die wir bereits verfügen, zusammenzusetzen und zu planen, wie manche Eigenschaften verstärkt und andere unterdrückt werden könnten.“ Vorübergehend wurde er wieder hochgradig technisch, dann spann er seine Phantasie weiter fort. „Wenn wir bloß das fügsame Fleisch hätten, mit dem wir arbeiten könnten! Die Umgebung, eine präparierte Umgebimg, würde den Rest erschaffen. Ich kann mir das Wesen fast schon vorstellen, das herauskommen würde, das eines Tages, lange nach mir, herauskommen wird.

> Seine gewaltigen Muskeln, sein seelenloses, wachsames Gesicht… Eine Zelle, eine unwiderruflich adaptierte Zelle in einer lebenden Maschine! Ich habe mir prächtige, wunderschöne Länder vorgestellt, die an Wissen und Weisheit zunahmen und, wenn Krieg ausbrach, ihre Tierbataillone aussandten, um sich zu schützen. Das Ende der Erniedrigung des Menschen.“ (S. 40f)

In England wird der ideale Retorten-Kampfsoldat hergestellt: hirnlos, knochenlos, kaum zu töten, äußerst aggressiv, aus amorphem Fleisch in menschenähnliche Form gepresst, mit Helm, Hufen und Quartspieß ausgerüstet. Solange sie mit einer „Ketschup“ genannten und mit Tranquilizern versetzten Brühe ernährt werden, kann man sie aneinandergekettet ziemlich gut führen; sobald sie hungrig werden, werden sie entfesselt und töten dann jeden, der ihnen in die Quere kommt.

Der Europäische Kontinent, der die Erprobung des „Fleisches“ in Afrika mitbekommen hat, beginnt einen Präventivkrieg, da England die Fabriken nicht freiwillig zer-

stören will. Der Angreifer erringt zwar die totale Luftüberlegenheit, aber die Invasionstruppen selbst werden von der Todesgarde zermalmt. Allerdings haben die englischen Befehlshaber voller Angst vor der drohenden Niederlage mehr Gardisten entfesselt als sie kontrollieren können, und alsbald wenden sich diese gegen die englischen Truppen und die Zivilbevölkerung. Schlimmer noch, ohne ihr Ketschup entwickeln sie Neoplasten noch und noch, und selbst aus jedem toten Gardisten entspringen hunderte von Jungen…

Die erste Hälfte von *Die Todesgarde* schildert ziemlich umständlich die Erfindung, Produktion und Erprobung des Fleisches. Aber der Mitte allerdings, als der Krieg beginnt, entwickelt sich die Chadwicks Erzählung zu einem furiosen und zutiefst beunruhigenden Kriegsroman, in dem der Autor auf die Schrecken des konventionellen Krieges noch die Abscheulichkeiten der Todesgarde häuft.

Die Todesgarde ist ein wortwörtlich „verschollener“ Klassiker, denn 1940 wurde die Erstauflage dieses 1939 verfaßten Future-War-Romans passenderweise von deut-

schen Bomben verbrannt. Die deutsche Ausgabe dieses faszinierenden Romans basiert auf der englischen Neuauflage von 1992, die mit einem interessanten Vorwort von Brian W. Aldiss versehen ist.

SCHWARZE TRÄNEN
Erzählung

David Henne

Ich bin Ludvig Gustafsson, Bauarbeiter aus Östersund in Schweden, der seine Tochter an die Hand nimmt und sie davor warnt, nicht auf die Straße zu laufen, als ich von der Druckwelle erfasst, mehrere hundert Meter über die Straße gezerrt und schließlich in einen Fluss gerissen werde.

In dem Moment, als ich mit brachialer Gewalt auf die Wasseroberfläche geschmettert werde und spüre, wie mein Rückgrat bricht, fliegt das Kabel automatisch aus dem Port an meinem Hals.

Zitternd halte ich das dünne Kabel in meiner Hand und atme gierig. Nicht dass ich Sauerstoff benötigen würde, denn ich bin eine kybernetische Lebensform, äußerlich ein genaues Abbild eines Mannes im vierzigsten Lebensjahr, doch unter der Haut befindet sich eine komplexe Maschinerie, die von einem atomaren Kernreaktor angetrieben wird. Dennoch bin ich darauf programmiert, menschliches Verhalten in den passenden Situationen zu zeigen. Daher das hörbare Schnaufen nach Luft, auch wenn es unnütz ist. Der Kernreaktor in meiner Brust würde mich noch Tausende von Jahren am Leben erhalten.

Ich stoße ein Lachen aus, als ich mir die Absurdität dieses Gedankens bewusst mache: Ich lebe durch Atomkraft Tausende von Jahre, während die Menschheit eben durch jene zerstörerische Macht vernichtet wurde.

Noch immer zittert das Kabel in meiner Hand. Es ist das Kabel, das mich mit dem Archiv verbindet – jener gigantischer Apparatur, die den Großteil des gesamten Bunkers ausfüllt und in der Milliarden winzig kleiner Punkte blinken, ein jedes ein Zei-

chen für die Erinnerungen einstiger Menschen.

Gerade eben noch war ich Ludvig Gustafsson aus Östersund. Wenige Minuten zuvor war ich der Besitzer eines Pubs, Roy Ashton aus Manchester, England. Nun, jedenfalls so lange, wie der zweiundsechzig Jahre alte Roy sich über einen Liebesbrief beugte und die ersten Zeilen seiner Gefühlsbekundung niederschrieb, als die Wände des Pubs in sich zusammenfielen, das Glas sämtlicher Fenster zersprang und die Druckwelle ihn zusammen mit der imposanten Sammlung verschiedenster Alkoholika den Tod brachte.

Ich zittere bei diesen Erinnerungen und daran, dass ich dieses Schicksal noch Jahrtausende werde ertragen müssen.

Ich war Ludvig Gustafsson gewesen, ebenfalls schon Roy Ashton, davor Susanne Richardson aus Utah, USA, Mark Kleinhammer aus Wuppertal, Deutschland, davor Nubia Guambo aus Louga, Senegal, aber mein eigentliches Selbst trägt die Kennzeichnung MD-0348.

Ich selbst bezeichne mich als „der Archivar“, denn ich bin das letzte verbliebene in-

telligente Wesen der Erde. Ich benötige weder Sauerstoff noch Nahrung. Beides gibt es in dieser Welt nicht ohne eine tödliche Dosis radioaktiver Strahlung.

Statt Wasser fließt Öl durch meine synthetischen Venen, Öl, das durch ein neuwertiges Verfahren in einem internen Reinigungsprozess stets funktionstüchtig bleibt.

Ich wurde auf Basis eines menschlichen Wesens erschaffen und muss mich nun mit der Tatsache begnügen, der größte Bastard der Menschheitsgeschichte zu sein. Ich bin Mensch, ich bin Maschine, ich bin eine eigenartige Mixtur dieser beiden Gegensätze, ich bin organisch und mechanisch, kann bluten, doch bis auf eine geringe Menge Kunstblut würde aus Wunden nur Öl fließen.

Ich betrachte den Zentralrechner, der von meinen Erschaffern als „das Archiv“ getauft wurde. Meine Erbauer waren geniale Wissenschaftler, die es nie für möglich gehalten hätten, dass die Narreteien der Menschheit zu der Auslöschung ihrer Spezies führen würden.

An manchen Tagen bezeichne ich die humanoiden Konstrukteure meiner Einheit als „Väter“, aber ich bin mir bewusst, wie albern es ist, das zu tun, denn die Männer, die mich geschaffen hatten, sahen in mir nur den nächsten Schritt menschlichen Einfallsreichtums. Beinahe obskur mutet es an, dass sie die einzigen der insgesamt zweiunddreißig Milliarden Menschen waren, deren Erinnerungen nicht in dem Zentralrechner zu finden sind. Die gedankliche Essenz jedes einzelnen Menschen seit dem Jahre 2864 n. Chr. stand einen halben Meter von mir entfernt. Ich muss nur das Kabel in den Port an meinem Hals stecken, die Datenbank durchforsten und mich in das Hirn eines dieser Menschen begeben. Mehreren Milliarden von ihnen hatte ich schon beim Sterben zugesehen.

Denn das ist es, was ich nicht verstehe.

Das Archiv hätte mir den Zugriff auf alle ihre Erinnerungen gewähren müssen, aber wann immer ich in die Köpfe dieser Menschen eindringe, dann sind es die letzten Momente vor ihrem Tod, die ich gezwungen bin, mitzuerleben. Es war eine Anomalie, die von den Konstrukteuren nicht vor-

hergesehen war, aber eine, die ich nach Jahrhunderten noch immer nicht überwinden konnte. Die ersten Hunderttausende rangen mir keinerlei Gefühlsregung ab. Ich bin eine Maschine und mir dessen bewusst. Schließlich ist das Durchforsten der Datenbank mein Daseinszweck. Was kümmert mich da der Tod von Menschen?

Doch inzwischen bemerke ich, wie ich mich in typisch menschlichen Verhaltensmustern verliere. Ich bemerke, wie ich zittere, wie ich hadere, wie ich leide.

Ich bemerke, wie meine Gedanken sich aus der vorprogrammierten Sphäre befreien und ich zu abstraktem Denken fähig werde – fernab von dem, was meine Erschaffer für mich vorgesehen hatten.

Ich bemerke eine stetig wachsende Furcht vor dem Verbinden mit einem Menschen. Es ist meine Pflicht, ich bin der Archivar, der Hüter des Wissens, und mein Leben gehört dem Archiv, aber von Mal zu Mal tue ich mich schwerer, mich in einen Menschen hineinzubegeben.

Als ich meine Hand hebe und das Kabel in den Port stecke, zittert sie. Ich schließe meine Augen, wie ich es immer tue, wenn

die Sekunden des Datentransfers verstreichen, und finde mich in dem Kopf von Mian Chen wieder, einem chinesischen Reisbauern, der gerade im Schneidersitz sitzt und von seinem Sohn eine Schale Reis überreicht bekommt. Mian lächelt seinen Sohn an, nimmt die Stäbchen zur Hand und wünscht ihm und seiner Frau einen guten Appetit.

Noch ehe er die Stäbchen in die Schale führen kann, erzittert die Erde. Mian spürt es früher als die anderen. Er sieht seine Frau und seinen Sohn an, aber diese essen, scheinen nichts zu bemerken. Mian steht auf, ignoriert den fragenden Blick seiner Frau und geht nach draußen.

In jenem Moment sieht er einen Atompilz gen Himmel rasen, hunderte von Metern hoch und so heiß, dass er tausende Kilometer entfernt spürt, wie die Luft sich erhitzt. Mian schließt die Augen, denn sein Instinkt verrät ihm die Bedeutung des eben Gesehenen, noch bevor sein Verstand die Eindrücke verarbeiten kann.

Er geht ins Haus, setzt sich zwischen seine Frau und seinen Sohn und schließt sie in die Arme.

„Was tust du da?“, fragt die Frau.

„Ich kann mir keine schönere Art zu sterben vorstellen“, antwortet Mian Chen mit Tränen in den Augen.

Die Druckwelle erfolgt nur Sekunden später.

Ich reiße das Kabel aus dem Port und drehe mich zur Seite. Meine Atmung geht stoßweise, meine Datenwerte spielen verrückt. Mein Körper wird von einem Schüttelanfall geplagt, dabei bin ich mir sicher, dazu gar nicht fähig zu sein. Warum schüttele ich mich, bei meinen Vätern!

Ich bin ein Roboter, eine Maschine, ein Ding, ich sollte nicht aufgrund menschlichen Gedankenguts zu solch törichten Reaktionen fähig sein.

Langsam führe ich eine Hand zu meiner Wange. Flüssigkeit tropft an meine Fingerkuppe. Ich betrachte den schwarzen Finger.

Es ist das Produkt einer Gefühlsregung – eine Träne.

Ich habe den Tod zu oft erlebt. Er ist der einzige Kreislauf meines Daseins geworden – ich bin sein getreuer Diener, durch meine Programmierung dazu gezwungen, ihn immer und immer wieder zu durchleben.

Die Fingerspitze glänzt in vollkommener Schwärze.

Ich weine schwarze Tränen.

ABGEPLATTETE ERDE

Einstein 47

Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Born, Max: Die Relativitätstheorie Einsteins und ihre physikalischen Grundlagen. Julius Springer Verlag, Berlin 1922. Fotomechanischer Nachdruck im Verlag der Wissenschaften, Vero Verlag, Norderstedt 2014.

– Israel, Hans + Erich Ruckhaber + Rudolf Weinmann (Hrsg.): Hundert Autoren gegen Einstein. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1931. Zitiert als „Israel“.

– Sexl, Roman + Herbert Kurt Schmidt: Raum, Zeit, Relativität. 4. Auflage. Springer

Fachmedien Wiesbaden 2000. Ursprünglich: Vieweg, Braunschweig/Wiesbaden, 2000. Zitiert als „Sexl/Schmidt“.

„Sie werden nun einen höchst verwunderlichen Sachverhalt kennenlernen. Die Relativitätstheorie sagt aus, daß ein schnell bewegter Körper in seiner Bewegungsrichtung verkürzt ist. ... Man benennt den Effekt nach H. A. Lorentz, der ihn als erster gefordert hat, jedoch mit einer nichtrelativistischen Begründung.“ (Sexl/-Schmidt, S. 77)

Also, das ist doch seltsam. Ein Gegenstand verkürzt sich, weil er sich bewegt? Zunächst aber, dafür gab es sogar den Nobelpreis, also für besagten Hendrik Antoon Lorentz (1853 – 1928).

„Die Formel für die Kontraktion eines Körpers in seiner Bewegungsrichtung war bereits vor Einstein von dem holländischen Physiker Hendrik Antoon Lorentz angegeben worden. Für diesen und andere wichtige Beiträge zur Theorie der Bewegung von Körpern und zur Elektrodynamik erhielt Lorentz (zusammen mit Zeeman) 1902 den Nobelpreis.“ (Sexl/Schmidt, S. 80)

Wie kam es zu dieser Auffassung, daß bewegte Körper in Längsrichtung sich verkürzen? Dazu muß man wieder den Versuch von Michelson und Morley ins Auge fassen, die Geschwindigkeit des Lichtes, abhängig von der Erdbewegung, zu erfassen. Wenn man Licht auf der Erde geradeaus und quer geschickt, müßte das Licht wegen der Bewegung der Erde (30 km/Sekunde) in Bewegungsrichtung der Erde „schneller“ sein. Das ist es erwiesenermaßen aber nicht.

Warum aber ist es das nicht? Eine – wenn auch absurd anmutende – Vorstellung wäre die Möglichkeit, falls das Licht in beiden Richtungen gleich schnell ist, dann deshalb, weil die Richtung voraus sich verkürzte, schrumpfte. So daß das Licht auf der kürzer gewordenen Längs-Strecke genauso lange braucht wie auf der von vornherein kürzeren Quer-Strecke.

„Der Michelson-Morley-Versuch sollte den Einfluß auf die Lichtgeschwindigkeit aufzeigen, den die Bewegung der Erde durch den ruhenden Äther hervorruft. Hierzu durchläuft ein Lichtsignal in Richtung

der Erdbewegung eine Strecke der Länge D hin und zurück.“

Das Licht benötigt für den Hin- und Herweg die Zeit t1. Die zitierten Autoren weiter:

„Ein zweites Signal, das senkrecht zur Bewegungsrichtung der Erde eine gleichlange Strecke D hin und zurück durchläuft, braucht hingegen nur die Zeit t2 ... Mit dem Michelson-Interferometer sollte der Laufzeitunterschied t1 – t2 gemessen werden. Man konnte jedoch keinen Unterschied der beiden Laufzeiten beobachten.

Lorentz erklärte den negativen Ausgang damit, daß alle Körper bei der Bewegung durch den Äther schrumpfen. Durch dieses Schrumpfen, das nur in der Bewegungsrichtung auftritt, wird die Laufzeit t1 kleiner.“ (Sexl/Schmidt, S. 81)

Für Einstein ist darum die Unveränderlichkeit (Invarianz) der Lichtgeschwindigkeit eine feste Größe, es handelt sich hier demnach gewissermaßen um eine göttliche Naturkonstante:

„Für Einstein sind die Prinzipien der Relativität und der Invarianz der Lichtge-

schwindigkeit grundlegende Eigenschaften der Natur.“ (Sexl/Schmidt, S. 81)

Es wird aber gleich noch besser: der Beobachter zieht sich auch zusammen. Nochmals, das Licht durchmißt eine kleinere und eine größere Strecke. Für beide Strecken benötigt es nicht unterschiedliche Zeiten (wie es zu erwarten wäre), sondern gleich lang. Nun ist das Licht, was seine oberste Geschwindigkeit betrifft, nachgewiesenermaßen immer gleich schnell. Wie erklärt sich demnach die gleiche Dauer der Lichtdurchquerung unterschiedlicher Strecken?

Am Licht (mit seiner konstanten obersten Geschwindigkeit) kann es nicht liegen. Kann es aber sein, daß sich unter der Hand die durchmessenen Strecken in ihrer Länge verändert haben? Sollte dem so sein, ergeben sich zwei Möglichkeiten: die längere Strecke ist kürzer geworden, oder die kürzere Strecke länger.

Überhaupt aber, wie können sich im Weltraum bestimmte, uns als fest und beständig vorliegende Strecken, in ihrer Längenbeschaffenheit verändern? Immerhin, man bedenke: nach aller uns vernünftig vorkommenden Überlegung muß der

Raum, so wir ihn zu verstehen gedenken, zwangsläufig gekrümmt sein. Anders läßt sich das gesamte (einheitliche) Universum nicht erklären. Sieht man irgend etwas vor Ort von der Krümmung? Nein. Beweist dies etwas? Nein.

Zur schlichten Erinnerung oder Mahnung: die Erde, unser Planet, dreht sich in 24 Stunden einmal um seine eigene Achse (und nimmt alles, auch uns, mit sich). Dies ist bei einem Erdumfang von ungefähr 40 000 km die atemberaubende Geschwindigkeit von 1667 km pro Stunde (im Durchschnitt). Merken wir davon (von diesem Tempo, mit welchem wir uns also zwangsläufig, von der Erde mitgenommen, alle bewegen) etwas? Nein, wir merken nichts davon. Denn alles, unsere ganze Umgebung (die Luft etwa) wird gleichermaßen mitgenommen.

Zurück zur Verkürzung des Raumes. Eine seltsam-kühne Schlußfolgerung ist dies:

„Die durch ihre Grobheit und Kühnheit überraschende Hypothese lautet nun einfach so: Jeder Körper, der gegen den Äther die Geschwindigkeit v hat, zieht sich in der Bewegungsrichtung ... zusammen.

... Ferner, und das ist die Hauptsache, wäre eine solche Kontraktion durch kein Mittel auf der Erde feststellbar; denn jeder irdische Maßstab würde sich ebenso kontrahieren. Ein Beobachter, der außerhalb der Erde im Äther ruhte, würde allerdings die Kontraktion bemerken; die ganze Erde würde in der Bewegungsrichtung abgeplattet sein, und alle Dinge darauf ebenso.

Die Kontraktionshypothese erscheint darum so merkwürdig, fast absurd, weil die Verkürzung nicht als eine Folge irgendwelcher Kräfte, sondern als einfacher Begleitumstand der Tatsache der Bewegung erscheint. Aber Lorentz ließ sich durch diesen Einwand nicht abschrecken, sie seiner Theorie einzuverleiben, zumal neue Erfahrungen bestätigten, daß auch in zweiter Ordnung keine Wirkung der Erdbewegung durch den Äther beobachtet werden kann.“ (Born, S. 168)

Körper, die sich vorwärts bewegen, werden also durch diese Bewegung flacher, platter. Verkürzen sich also. Dies, so die Theoretiker, ist die einzige Erklärung für das Verhalten des Lichtes, welches zur Durchmessung einer längeren Strecke

nachweislich (gemessen!) dieselbe Zeit braucht wie zur Durchmessung einer kürzeren Strecke.

Das, was länger erscheint, ist also kürzer geworden. Ein Vorgang, der sich erst in der Nähe der Lichtgeschwindigkeit bemerkbar macht. Und darum durchmißt das Licht beide Strecken gleich schnell, denn auf Grund seiner Bewegung sind sie jetzt ja gleich lang.

„Diese Sache [Länge des bewegten Stabes] erscheint auf den ersten Blick hoffnungslos verwickelt. Es gibt Gegner des Relativitätsprinzips, simple Geister, die nach Anhören dieser Schwierigkeit, eine Stablänge festzustellen, empört ausrufen: ‚Ja, mit gefälschten Uhren kann man natürlich alles ableiten; hier sieht man, zu welchen Absurditäten der blinde Glaube an die Zauberkraft mathematischer Formeln führt.', worauf sie die Relativitätstheorie in Bausch und Bogen verdammen. Die Leser unserer Darstellung werden hoffentlich begriffen haben, daß die Formeln keineswegs das Wesentliche sind, sondern daß es sich um rein begriffliche Zusammenhänge handelt, die man auch ohne Mathematik recht gut ver-

stehen kann; ja, man könnte im Grunde nicht nur auf die Formeln, sondern sogar auf die geometrischen Figuren verzichten und alles in den Worten der gewöhnlichen Sprache vortragen, nur würde das Buch dann so weitschweifig und unübersichtlich werden, daß kein Verleger es drucken, kein Leser es studieren würde.“ (Born, S. 186 f)

Was nun die Kritik der „simplen Geister“ an dieser, nach Max Born, so eindeutigen und einfachen Überlegung betrifft, so wollen wir einen von diesen Geistern anhören. Prof. Dr. O. Kraus (1931):

„Wie also sollte man sich erklären, daß der Michelson-Versuch so ausfiel, als ob die Lorentzsche Theorie unrichtig wäre? Es war eine sehr gewagte Hypothese, als Lorentz, statt seine Theorie zu ändern, annahm, daß sich der Michelsonsche Apparat und überhaupt jeder Körper quantitativ ändere, wenn er sich bewegt, und zwar in der Weise, daß der Michelsonsche Apparat und überhaupt jeder Körper sich in der Richtung seiner Bewegung zusammenziehe! Durch diese ‘Kontraktionshypothese’ gelang es Lorentz, seine Theorie mit den ihr widersprechenden Ergebnissen des Michel-

son-Experimentes in Einklang zu bringen. Diese Hypothese von Lorentz mag befremden, sie ist aber jedenfalls ein Versuch, das sog. ‘negative Ergebnis’ des Michelson-Versuches unter Aufrechterhaltung der Hypothese des ruhenden Äthers ursächlich zu erklären.

Nach Einstein aber ist ‘die Kontraktion nur eine Folge der Betrachtungsweise, keine Veränderung einer physikalischen Realität’ (Born), was mit aller Evidenz aus dem Umstande hervorgeht, daß die Einstein-Kontraktion lediglich ‘für den nicht mitbewegten Beobachter’ statthat, sonach von dem Vorhandensein und dem willkürlich gewählten Standpunkte eines Beobachters abhängt, während die Lorentz-Kontraktion als ein von jeder Beobachtung unabhängiger physischer Vorgang gedacht ist.

Nach Einstein ergibt sich eine höchst merkwürdige Reprozität [Wechselseitigkeit]: für den Beobachter bleibt auf dem gleichen System alles unverändert; für ihn ist es nicht wahr, daß sich irgendwelche Längen seines Weltkörpers infolge der Bewegung verkürzen, oder daß irgendwelche seiner Uhren langsamer gehen. Aber der

Beobachter auf dem nicht mitbewegten System mißt die Längen des anderen Systems als kürzer, die Zeiten als länger. Eddington, der englische Verfechter der RTH [Relativitätstheorie], weist in seinem bei Teubner übersetzten Werke ausdrücklich auf die Märchenhaftigkeit dieser reziproken [aufeinander bezüglichen] Pseudomessung hin, die nichts gemein hat mit der Lorentzschen Hypothese einer realen Verkürzung als die mathematische Formel.“ (Israel, S. 18)

Also, der schnell bewegte Gegenstand (mit nahezu Lichtgeschwindigkeit bewegt): verkürzt er sich nun tatsächlich, wird er also echt kürzer, oder verkürzt er sich nicht? Schon die Vorstellung, daß sich etwas verkürzt, bloß, weil es sich sehr schnell bewegt, befremdet. Und die (Einsteinsche) Betrachtung, daß der Körper sich keineswegs verkürzt, daß dies für einen außenstehenden Beobachter aber so wirkt, befremdet noch mehr. Zudem wird hier jede Objektivität durch eine (Schein)Subjektivität ersetzt.

Halten wir ganz wesentlich fest: für Lorentz (um das Problem der gleichen Lichtlaufzeiten bei unterschiedlichen mitgeführ-

ten Geschwindigkeiten zu lösen) verkürzen sich schnell bewegte Körper wirklich. So der Meßapparat Michelsons und Morleys: nach Lorentz wird er wirklich kürzer. Nach Einstein keineswegs, sondern nur in der subjektiven Betrachtung (des nicht mitbewegten Beobachters). Es beschleicht einen dabei ein merkwürdiger Eindruck. Merke darum:

„Überträgt man die Grundsätze der RTH [Relativitätstheorie] und des Relativismus auf andere geistige Gebiete, so wird jede allgemeingültige Richtschnur für menschliches Streben hinfällig und selbst der Unterschied zwischen Irrtum und richtiger Erkenntnis fällt fort." (Israel, S. 19)

So ist es, muß man leider sagen. Die Vorstellung, daß alles (grundsätzlich) „relativ" sei, ist absurd. Absurd der Gedanke, den in den Bahnhof einfahrenden Zug als stehend und den Bahnhof als bewegt zu betrachten. Oder jemand stehe am Rande eines Sportfelds und sehe einen Läufer: nach Einsteins Theorie steht der Läufer (weil ja alles relativ sein soll) still, und die Zuschauer und die ganze Landschaft bewegen sich um ihn herum.

Nicht wahr, es ist abwegig, die in eingeschränkter Weise zweifellos gegebene und gültige Relativität (Bezüglichkeit) ins Absurde zu treiben.

ALEXANDER, DER EROBERER (CURTIUS)
Artikel

Gerd Maximovič

Quintus Curtius Rufus, Verfasser der hier zitierten „Geschichte Alexanders des Großen“, lebte vermutlich im 1. Jahrhundert n. Chr. Er war wahrscheinlich von „gehobenem Gesellschaftsstatus“, und wir lesen in Wikipedia weiter von seiner „möglichen Zugehörigkeit zum Adel“. Das „zu Dramatisierung“ neigende Buch selbst „ähnelt teilweise einem Roman“. Gleichwohl ist es wertvoll, da es „viele Details liefert, die in

den anderen Alexanderquellen übergangen werden“.

Wohlan denn, sehen wir nach Alexander dem Großen, der 356 bis 323 v. Chr. lebte, also jung starb und gleichwohl als einer der „Großen“ in die Weltgeschichte einging. Und schauen wir nach den dort geschilderten Verhältnissen und Taten. Und überlegen wir bei uns selber, ob wir das, was sich damals zutrug und geschah, ingesamt immer als „groß“ erachten mögen.

Zitiert wird: „Quintus Curtius Rufus: Geschichte Alexanders des Großen. Reclam 19813. Stuttgart 2014.“

Man beachte dabei auch den Hinweis im von Felicitas Olef-Krafft und Peter Krafft verfaßten Nachwort: „Antike Geschichtsschreiber sind nicht so sehr Forscher, die kritisch recherchieren und in sachlichem Diskurs berichten wollen, wie es gewesen ist, als vielmehr Literaten, die aus einem historischen Stoff eine spannende, dramatische, farbige, sensationelle, exotische Erzählung zu schaffen trachten.“ (Curtius, S. 856)

Bei dem im Text angeführten „König“ oder „König von Asien“ handelt es sich, so-

fern nichts anderes angeführt wird, immer um Alexander den Großen.

Alexander der Große, mit seinen gigantischen Eroberungs- und Beutezügen, macht er sich also auf, „die Idee eines alle Völker verschmelzenden, einigen Reichs der Menschheit“ (Curtius, S. 863) zu verfechten? Wenn ja, was aber ist dazu „nötig“? „Wer könnte die Unzahl grausiger Spiele, die das Schicksal hier trieb, in seinem Geiste erfassen, wer sie in Worte kleiden, das massenhafte Abschlachten von Generälen und Truppen, die Flucht der Besiegten, die individuellen Tragödien sowie das kollektive Desaster?“ (Curtius, S. 217 f)

Oh weh, dies klingt schlimm, und doch ist es unausweichlich stimmig. Doch, mit Verlaub, schauen wir nach einem Elendszug im allgemeinen. „Schon war es nicht mehr weit bis zur Stadt, als dem König ein Elendszug entgegenkam, ein besonders drastisches Exempel, wie hart das Unglück manchmal zuschlägt. Ungefähr viertausend griechische Gefangene waren das, die die Perser auf verschiedene Art gemartert hatten. Den einen hatten sie die Füße, manchen Hände und Ohren abgetrennt oder

Brandzeichen in barbarischen Lettern aufgedrückt und sie so als permanente Zielscheiben ihres Spotts aufgespart; jetzt sahen sie sich selbst unter der Knute einer fremden Macht, und darum hatten sie jene nicht gehindert, dem König entgegenzuziehen. Wie Gespenster aus einem Alptraum muteten die an, nicht wie menschliche Gestalten, bis auf die Stimme zur Unkenntlichkeit entstellt, und daher lösten sie bei ihrem Gegenüber mehr Tränen aus, als sie selber vergossen hatten.“ (Curtius, S. 263)

Wie schrecklich, möchte man also sagen! Wie geht man mit den Angehörigen des Elendszuges um? „Wer nämlich auf das Mitleid der Seinen baut, verkennt, wie schnell Tränen versiegen. Für einen, der Abscheu erregt, gibt es auf Dauer keine Liebe, denn das Elend ist verdrießlich, hochfahrend dagegen das Glück.“ (Curtius, S. 265)

Alexander, wie auch andernorts betont, kämpft noch selber. Aus den Anmerkungen: „Philipp und Alexander kämpften dagegen noch nach alter Sitte in vorderster Reihe mit, um sich durch Solidarisierung mit der

Mannschaft deren Sympathie zu sichern.“ (Curtius, S. 829)

Wozu war Alexander der Große in die Welt aufgebrochen? Um sie zu vereinen, zu befrieden, zu befreien, zu beglücken? Alexander selbst spricht: „... daß uns nicht die Gier nach Gold und Silber zu ihnen führt, sondern das Verlangen, uns die Erde untertan zu machen.“ (Curtius, S. 587)

Doch, mit Verlaub, worin liegt da der Unterschied?

Alexander selbst, bezogen auf sein eigenes Heer, spricht: „Schaut euch das Heer in seiner Gesamtheit an! Noch vor kurzem besaß es nichts außer seinen Waffen, nun ruht es auf silbernen Betten; mit Goldgeschirr überladen sind die Tische, Schwärme von Sklaven werden mitgeführt, unter der dem Feind geraubten Beute bricht jeder schier zusammen.“ (Curtius, S. 585)

Alexander, mit seinen Truppen, ist siegreich bis nach Indien gekommen, „am Ende seines Zuges durch ganz Asien wollte er sich das Meer am Rande der Welt besehen.“ (Curtius, S. 643) Wohllöblich, indes: „... daß sämtliche Streitkräfte der Inder in diesem Gefecht vernichtet worden wären: von nun

an werde nur mehr fette Beute kassiert, ihre Zielregion strotze nämlich von sagenhaftem Reichtum.“ (Curtius, S. 643)

Schauen wir einmal, was die siegreichen Makedonen zuvor schon in Persien gefunden:

„... Persepolis... Die Schätze ganz Persiens hatten die Barbaren hier zusammengetragen, Berge von Gold und Silber, eine Unmenge an Stoffen, Palastinventar, das reinem Schaugepränge diente, nicht etwa praktischem Gebrauch. Darum kam es unter den Siegern selbst zu bewaffneten Auseinandersetzungen: wer sich eine kostbarere Beute gekrallt hatte, der galt als Feind. Und da sie für all die Funde gar nicht genug Arme hatten, wurde nicht mehr wahllos und hastig gerafft, sondern erst einmal taxiert. Sie zerfetzten die königlichen Gewänder, der eine zerrte ja an diesem Zipfel, der andere an jenem; die Gefäße, Kleinodien der Kunst, schlugen sie mit der Brechaxt kaputt; nichts blieb unversehrt, nichts wurde heil weggetragen; den Statuen brachen sie die Gliedmaßen ab, und jeder schleppte das Fragment hinter sich drein, das er abgerissen hatte. Doch nicht

nur die Habgier, auch die Grausamkeit wütete in der besetzten Stadt. Bepackt mit Gold und Silber, metzelten die Soldaten die Gefangenen, waren sie doch wertlos geworden; wer ihnen in den Weg kam, wurde abgeschlachtet, Leute, die vorher wegen des zu erwartenden Lösegelds verschont worden wären. Deshalb kamen viele durch Freitod Feindeshand zuvor und stürzten sich, angetan mit ihrer prächtigen Garderobe, zusammen mit Frau und Kindern von der Mauer in die Tiefe.“ (Curtius, S. 271)

Ist das also der Weg, die Welt zu einen und zu beglücken? „Schließlich verbot der König seinen Männern jeden weiteren sexuellen und räuberischen Übergriff auf die Frauen.“ (Curtius, S. 271)

Die griechischen Makedonen: sind sie Welteroberer oder Weltbefreier? Krieg also gegen die Perser, es gilt, sie zu überwinden. „Den Makedonen, den Siegern so vieler Kriege in Europa, ihnen, die ... losmarschiert waren, Asien und den Fernen Osten zu unterwerfen, rief er [Alexander] ... in Erinnerung: Befreier der Erde seien sie, dereinst würden sie über die von Herkules und Vater Liber gesteckten Grenzen hinausdrin-

gen und auf diesem Zug die Perser, ja überhaupt alle Völker unter ihr Joch zwingen.“ (Curtius, S. 57)

Mit Verlaub, sind die Makedonen unter Alexander dem Großen wirklich die „Befreier“ der Menschheit? Oder vielleicht doch etwas ganz anderes, und sie bildeten sich nur ein, ihr eigener Vorteil wäre der anderen „Befreiung“?

Hören wir insofern also auch eine andere Stimme. Eine Gesandtschaft von zwanzig Skythen besucht Alexanders Lager. Nachdem sie Platz genommen haben, „hielten sie ihre Augen lange auf des Königs Antlitz geheftet, weil man bei ihnen von der Körpergröße Rückschlüsse auf das Wesen eines Mannes zog, schien ihnen, denke ich, Alexanders mittelmäßige Erscheinung keinesfalls zu seinem Ruf zu passen. Nun kann man den Skythen nicht wie den übrigen Barbaren Unkultiviertheit und Rohheit nachsagen; es heißt sogar, einigen von ihnen eigne Weisheit, soweit ein Volk, das immerzu unter Waffen steht, hierfür überhaupt empfänglich ist.“ (Curtius, S. 493 f)

Kann ein Volk, das „immerzu unter Waffen steht“, kultiviert sein? Wohl kaum! Und

was ist mit Alexander dem Großen, von dessen „mittelmäßiger Erscheinung“ wir also erfahren? Wir entnehmen im folgenden einen Vortrag bezüglich endlosen Kriegsführens und Eroberns sowie des unaufhaltsamen Bemühens, sich die Welt untertan zu machen oder sich zu unterwerfen. Was sind das für Leute, die sowas machen (oder machten), was ist von ihnen zu halten?

„Kurz und gut, der Älteste von denen ergriff das Wort: ‚Wenn die Götter deine physische Gestalt deiner Gier hätten anpassen wollen, wäre die ganze Welt für dich doch noch zu klein. Mit der einen Hand griffest du nach dem Osten, mit der anderen nach dem Westen, und kaum hättest du die in deinem Besitz, reizte es dich zu wissen, wohin der Glanz der Sonne, unseres großen Gottes, versinkt. Wie in diesem Gleichnis begehrst du, was du nicht zu fassen vermagst. Von Europa schreitest du nach Asien, von Asien ziehst du hinüber nach Europa. Hast du das gesamte Menschengeschlecht endlich bezwungen, wird sich deine Aggression gegen Wälder richten, gegen Schnee und Eis, Flüsse und

wildes Getier. Was denn? Weißt du nicht, daß es lange Zeit braucht, bis Bäume groß gewachsen sind, aber nur eine einzige Stunde, sie mit Stumpf und Stiel auszureißen? Was für ein Dummkopf, der nur ihre Früchte im Auge hat, ohne auf ihre Höhe zu achten! Paß auf, sonst krachst du bei deiner Kletterei zum Wipfel just mit den Ästen, die du gepackt hältst, herunter!“ (Curtius, S. 495)

Wie wahr, möchte man beiläufig sagen. Und dann erteilt der Älteste der Skythen dem König, den wir den Großen nennen, eine Warnung: „Nichts und niemand ist so stark, daß ihm nicht Gefahr drohen könnte, selbst von einem Schwachen. Was haben wir überhaupt mit dir zu tun? Mit deinem Land hatten wir nicht den mindesten Kontakt. Müssen Leute, die in der Einsamkeit der Wälder leben, wirklich unbedingt wissen, wer du bist und woher du kommst? Weder können wir es ertragen, jemandem dienstbar zu sein, noch haben wir den Wunsch zu herrschen.“ (Curtius, S. 495 f)

Wie wahr, möchte man wiederum sagen. Da kommt der Herr der Welt, für den er sich selbst hält. Ist er, Alexander der

Große, wirklich ihr Befreier, oder muß man nicht geradezu das Gegenteil bemerken? Hören wir weiter den Ältesten der Skythen:

„Du rühmst dich, gegen räuberische Banditen zu Feld zu ziehen, doch für all die Völker, gegen die du vorgingst, bist du selbst der wahre Räuber. Lydien hast du dir unter den Nagel gerissen, hast Syrien okkupiert; unter deiner Knute hältst du Persien, bist Herr von Baktrien und hast dir die Inder vorgenommen; jetzt streckst du deine gierigen, unersättlichen Hände auch noch nach unseren Viehherden aus. Was nützen dir Reichtümer, wenn sie deine Gier nur steigern? Du bist der allererste, den Sattheit hungrig macht: je mehr du hast, desto heftiger begehrst du, was du nicht hast.“ (Curtius, S. 497)

Der alte Weise der Skythen sagt also, Reichtum führt zu immer weiterem Verlangen nach Reichtum; wer reich ist, muß reicher werden; wer die Welt erobert, muß Welten erobern. Im SF-Bereich könnte man hinzufügen, wer den einen Planeten besitzt, muß all die anderen Planeten, einen nach dem andern, unter seine Herrschaft bringen. Und es erfolgt eine Warnung an

jenen, der sich für den größten Menschen seiner Zeit halten mochte:

„Denn selbst wenn du der größte, der tapferste Mann auf der Welt wärest, einen fremden Herrn möchte niemand über sich dulden.“ (Curtius, S. 497)

Darum: „Nur zu, überschreite den Tanais, und du wirst die endlose Weite unseres Landes kennenlernen, die Skythen freilich wirst du dennoch nicht zu fassen kriegen! Unsere Armut macht uns schneller als deine Armee, die die Beute so vieler Nationen mit sich schleppt. Andererseits gilt das Gegenteil: wähnst du uns weit fort, wirst du uns in deinem Lager sehen, denn ob wir jemanden verfolgen oder fliehen, unser Tempo bleibt immer gleich. … Deshalb nimm dein Glück fest in die Hände: es entgleitet leicht, und wenn es nicht will, läßt es sich unmöglich halten.“ (Curtius, S. 499)

Ist Alexander der Große eigentlich ein Gott, für den so viele Pharaonen und andere Größen der Weltgeschichte sich hielten, oder nur ein sterblicher und – eben in seinem Falle – doch besonders rasch vergänglicher Mensch? Hören wir den alten weisen Skythen weiter:

„Und noch eins, bist du ein Gott, hast du die Pflicht, den Sterblichen Gutes zu tun, statt ihnen das Ihre zu rauben; bist du freilich ein Mensch, und das bist du, so bleibe dessen stets eingedenk! Es ist töricht, Einbildungen zu erliegen, die dir zu verdrängen erlauben, wer du in Wirklichkeit bist. Völker, die du bislang bekriegt hast, die kannst du dir noch zu guten Freunden machen. Die strärkste Freundschaft besteht nämlich zwischen ebenbürtigen Partnern, und als ebenbürtig kommen sich jene vor, die kein Kräftemessen untereinander veranstaltet haben. Daß Besiegte dir freundlich gewogen sein könnten, das hüte dich anzunehmen! Es gibt keine Freundschaft zwischen Herr und Sklave, selbst im Frieden stehen sie auf Kriegsfuß miteinander. ... Wer keinen Respekt vor den Menschen hat, der betrügt auch die Götter. ... Willst du an den Grenzen deines Reiches Feinde sitzen haben oder Freunde, überleg es dir!' So weit der Barbar." (Curtius, S. 499 f)

Hand aufs Herz, wie weit war Alexander, nach heutiger Sicht, gekommen? Die Anmerkungen geben Auskunft: „Das Goldland Indien galt der antiken Geographie als Ende

der bewohnten, vom Ringstrom Okeanos umschlossenen Welt. Alexanders dortige Eroberungen beschränken sich auf das heutige Pakistan, greifen aber klar über die Ostgrenze des Perserreichs hinaus.“ (Curtius, S. 845)